# Der König von Tauharawi.

**Launiger Roman**

in drei Bänden.

Von

**Ferdinand Stolle.**

Zweiter Band.

1857.

**Prag & Leipzig,**

Verlag von J. L. Kober.

## Erstes Kapitel.

‚Suche nicht Engel hienieden, Du wirst nur Menschen finden; suche Menschen und Du wirst Engel finden!‘ Dieser so wahre Spruch galt von der achtzehnjährigen Marie, der Tochter des verstorbenen Pachters Gutmann. Marie gehörte nicht zu jenen blendenden Schönheiten, deren Augen ein Bouquet von Sonnenstrahlen, die dem Beschauer stolz und siegreich zurufen: „Knie nieder und bete mich an!“ aber über die ganze Erscheinung war eine Anmuth, Lieblichkeit, eine so reizende Weiblichkeit ausgegossen, die jedermann, der in ihre Nähe kam, auf das wohlthuendste berührte. Auf dem holden Antlitz wohnte jener Friede, welcher hienieden so selten gefunden wird und der allein das Ergebniß einer christlich frommen, in Gott versenkten Seele ist. Wenn

Marie lächelte, so war es, als ob ein Engel schalkhaft hervorlausche, und öffnete sie den Mund zu sanfter, holdklingender Rede, so legten sich ihre Worte wie ein stiller Segen an das Herz des Hörers.

Das fromme Mädchen hatte mit seiner Mutter zum letztenmale das Grab des Vaters besucht. Lange hatten die beiden Frauen an dem theuern, mit Liebe und Sorgfalt gepflegten Hügel gesessen, auf welchem Balsaminen, Rosen und Levkoyen freundlich blühten. Ein geliebtes Herz schlummerte unter dieser blühenden Grabesdecke. O, himmlischer Vater, wie viel Pfänder hat die Liebe nun schon Deiner Erde anvertraut und mit ihren Thränen befeuchtet, alles in der Hoffnung, daß Du sie einst einlösen werdest. Ja, Du wirst sie einlösen, diese Pfänder; Du hast es verheißen durch Deinen eingebornen Sohn, welcher da ist die Wahrheit und das Leben!

Der Abend war mild und schön. Ein Nachmittagsgewitter hatte die Auen erquickt. Wald und Wiesen dufteten. Von den Ranken tropften klare Perlen; in den Augen der Blumen blitzten Diamanten und die Sonne stand wie eine scheidende Königin am Abendhimmel.

Sabbathstille ruhte über der friedlichen Landschaft. —

Die Stimmung der vom Grabe heimkehrenden Frauen war eine recht trübe, wie freundlich und liebevoll auch der himmlische Vater ringsum zu ihnen sprach. Es war der letzte Abend, daß Marie im Hause der Heimat weilte. Morgen sollte sie fort hinaus in die fremde Welt. Es ward ihr recht schwer und gleichwohl war es der Weg, welchen die Nothwendigkeit unnachsichtlich vorschrieb. Vater Gutmann, durch wiederholte Mißernten und andere unverschuldete Unglücksfälle bei aller Thätigkeit und Sparsamkeit in seinen Vermögensverhältnissen sehr zurückgekommen, hatte den Seinigen kein Vermögen hinterlassen können. Den beiden Frauen blieb darum jetzt nichts übrig, als sich durch weibliche Arbeit ihren Unterhalt zu verdienen. Das ging eine Zeitlang, aber das kleine Dörfchen, wo sie wohnten, war so arm, daß es bald an Arbeit fehlte. Was beginnen? Da war es wieder jener edle Mann, den wir bereits im ersten Bande dieser Geschichte haben kennengelernt und welcher auch dem Ehregott die Hauslehrerstelle verschaffte, der hier ebenfalls half.

Prediger Hanke war ein Freund des seligen Gutmann gewesen. Ein seltsamer Zufall, oder, wir wollen christlich reden, die Vorsehung hatte es gewollt, daß in derselben Familie Arnheim noch eine

zweite Stelle zu besetzen war und zwar eine weibliche. — Die beiden Töchter Arnheim's hatten nämlich in Erfahrung gebracht, daß es vornehm und ihrem Stande gemäß und eben darum wünschenswerth sei, wenn ihnen eine Gesellschafterin gehalten würde, die zugleich ihren Befehlen unterworfen und zu leichten Dienstleistungen verwendet werden könnte. Marianne und Josephine trugen ihrer Frau Mutter diese Angelegenheit vor, indem sie klugerweise einige Beispiele von bekannten adeligen Familien namhaft machten. Das war für Frau Arnheim genug, um dem Wunsche ihrer Töchter zu willfahren. Deßgleichen war der Bankier bald für eine Gesellschafterin gewonnen und so war auf Empfehlung des Predigers Hanke der Vertrag mit Marien abgeschlossen worden.

Armes Kind, Du ahntest nicht, in welch eine bewegte, geräuschvolle aber arme Welt Du aus Deinem Frieden und Deinem Himmel versetzt werden solltest. Eine bescheidene Wiesenblume, beglückt durch einen Thautropfen, sollte verpflanzt werden unter stolze Tulpen und Narzissen, die allein deßhalb prangten, um die Augen bewundernder Beschauer auf sich zu ziehen.

Mutter Margareth und Marie saßen noch lange unter der alten Linde. Der Abendstern schien so trö-

stend herüber, das Abendläuten legte sich so besänftigend an das Herz der Frauen, daß der Frieden Gottes herabsank mit seinem Troste und seiner himmlischen Kraft.

Marie hatte die Hand ihrer Mutter ergriffen. — „Weißt Du, Mutter,“ sprach sie, „was mich tröstet und stärkt, denn ich könnte es ja sonst nicht ertragen? — es ist der Gedanke, daß es Gottes Wille ist, der uns trennt, und daß unser himmlischer Vater ja auch dort wohnt, wo ich morgen einkehren soll!“

„Bleibe Ihm getreu, meine Tochter,“ versetzte zustimmend die Mutter, „lege Dein Schicksal in Seine Hand und Er wird Dich wunderbar bewahren!“ Sie drückte die Hand ihrer Tochter und flüsterte halblaut:

„O, glaube mir, es ist kein Wahn,
Millionen haben es erfahren:
Wer Ihm nur wahrhaft zugethan,
Den thut Er wunderbar bewahren.
Nie trog Sein treues Vaterherz;
Er hat ja immer Wort gehalten,
Ruf d'rum getröstet himmelwärts:
Wer nur den lieben Gott läßt walten!“

Bereits am andern Morgen wanderte Marie an der Seite ihrer Mutter, die ihr bis zum unsern

gelegenen Städtchen, wo eine Fahrgelegenheit wartete, das Geleit gab, der neuen Bestimmung entgegen.

Das Abschiednehmen befreundeter Seelen ist an einem schönen Morgen, wo alles lacht und zur Freude aufmuntert, nicht so drückend und beengend, wie in jenen Stunden, wo sich die Abendschatten über die Thäler legen. Abschiedsthränen am Morgen, obschon sich dieselbe Liebe in ihnen spiegelt, sind andere, als die im Abenddunkel fallen.

Marie gelangte wohlbehalten in der Residenz an und ward von dem weiblichen Theile der Familie Arnheim, namentlich was die beiden Fräuleins anbelangte, recht freundlich empfangen, was dem alleinstehenden Mädchen ungemein wohlthat. Ihr Auge glänzte voll freudigen Dankes. Ein solches zwangloses Entgegenkommen hatte Marie von den vornehmen Fräuleins nicht erwartet. Sie gelobte sich daher im Stillen, alles aufzubieten, um sich die Zufriedenheit der Schwestern und ihrer Frau Mutter zu erwerben und zu erhalten. Leider war beides nicht so leicht, als Marie anfangs gehofft hatte. Das erste, was die Fräuleins an der Pachterstochter auszusetzen hatten, betraf ihre ganz einfache Kleidung, die gegen die glänzenden Toiletten der gefallsüchtigen Fräuleins allerdings auffallend abstach. Man

wollte sich todtlachen über den groben Stoff, den altväterischen Schnitt. Eine Schneiderin mußte ins Haus, um Marie doch insoweit residenzmäßig auszustaffiren, ‚daß man sich wenigstens mit ihr sehen lassen könne,' wie sich die schönen Fräuleins auszudrücken beliebten.

Nachdem man hinsichtlich der Garderobe einigermaßen Beruhigung gefaßt, untersuchte man die ästhetische und belletristische Bildung der neuen Gesellschafterin und fand abermals Gelegenheit, sein ungetheiltes Erstaunen auszusprechen. Marie war in der neuesten schöngeistigen Modeliteratur sehr unbewandert.

„Aber, mein Gott!" rief Marianne eines Tages, als bei Namhaftmachung eine Anzahl Modeschriftsteller Marie ihre Unbekanntschaft eingestand, „Sie können auf Ihrem Dorfe doch nicht ohne alle Lektüre gewesen sein! Ein Leben ohne Lektüre ist ja entsetzlich. Haben Sie denn nicht einmal einen Lieblingsdichter?"

„O ja!" erwiederte Marie, ordentlich froh, einmal die Frage bejahen zu können.

„Wie heißt denn der?"

„Fürchtegott Gellert."

„Gellert?“ rief Josephine und wollte sich vor Lachen ausschütten, „das ist einzig!“

Sie sprang auf, um die große Neuigkeit Mutter und Schwester zu verkünden.

Marie begriff gar nicht, warum das Fräulein von so ungemeiner Heiterkeit ergriffen wurde. Der fromme Dichter wohnte so tief in ihrem Herzen, er hatte sie so oft durch seine Lieder erquickt und gestärkt, er ward darum von ihr so hoch verehrt, daß sie durchaus keinen Grund für das Benehmen Mariannens finden konnte. Sie entsann sich aus ihrer Jugendzeit, soweit sie zurückzudenken vermochte, daß Gellert auch allen andern Leuten, die sie hatte kennengelernt, als ein hochwürdiger und hochverdienter Mann gegolten.

Während sie noch über die soeben erlebte, unbegreifliche Szene nachsann, sprang die Thüre auf und auch Marianne kam heiter herein und wollte sich nicht zufriedengeben, daß Marie den Gellert zu ihrem Lieblingsdichter erwählt habe.

„Aber, Mädchen,“ rief sie einmal über das andere, „welch ein Geschmack! Den Gellert findet man ja kaum noch in der Leihbibliothek.“

„Ich bedarf wegen seiner auch der Leihbibliothek nicht,“ erwiederte Marie, „ich besitze ihn selbst.“

„Marie, ich bitte Sie, so einen altbackenen, zopfigen Philister —"

Zum erstenmal in ihrem Leben mußte unsere junge Freundin solche Worte über ihren hochverehrten Gellert vernehmen. Ein rechtes Weh überkam sie. Sie erwiederte nichts, als die Worte: „Als ich den letzten Abend auf meine Kammer ging und der bevorstehende Abschied von der Mutter und Heimat und der Eintritt in die fremde Welt mir fast das Herz erdrücken wollte, daß ich gewiß recht schwer Athem holen mußte, da kniete ich nieder und betete:

‚Auf Gott und nicht auf meinem Rath
Will ich mein Glück erbauen.'

Und sehen Sie, Fräulein, da ward mir wieder so friedvoll ums Herz, wie ich Ihnen gar nicht sagen kann, und soll ich für solchen Trost vom Himmel demjenigen, der mir ihn in seinem schönen Liede brachte, nicht dankbar sein, ihn nicht innig verehren?"

Die rührende Natürlichkeit, mit welcher Marie diese Worte gesprochen, verfehlte nicht, einigen Eindruck auf das Gemüth Mariannens zu machen. Doch der alte Leichtsinn, Hoffart und Eitelkeit verlöschten ihn nur zubald wieder.

„Also von Gellert ist dieses mir nicht ganz un-

bekannte Gesangbuchslied?“ frug sie, „sieh' mal, das hätt' ich dem Manne gar nicht zugetraut. Ich bin ihm zwar sehr wenig Dank dafür schuldig, denn wegen dieses einfältigen Liedes, das mir mein ehemaliger, altbackner Präzeptor zum Auswendiglernen gab, wär' ich fast einmal um das Mittagessen gekommen, weil ich diese langweiligen Verse nicht im Gedächtniß zu behalten vermochte.“

„Einfältig und langweilig nennen Sie dieses schöne Lied?“ frug Marie traurig.

„Es ist ja kein Funke Poesie darin, alles so matt, so monoton, keine Frische, keine Glut! Da hören Sie einmal, wie unsere heutigen Dichter sich vernehmen lassen. Wie erhaben, wenn unser gefeierter Herwegh singt:

‚Die Liebe kann uns helfen nicht,
Die Liebe nicht erretten;
Halt Du, o Haß, Dein jüngst Gericht,
Brich Du, o Haß, die Ketten.
Und wo es noch Tyrannen gibt,
Die laß uns keck erfassen;
Wir haben lang genug geliebt,
Wir wollen endlich hassen!‘

oder das nicht minder kräftige:

‚Reißt die Kreuze aus der Erden,
Alle sollen Schwerter werden!‘

Sehen Sie, das ist Poesie, da ist Kraft, Energie. Solche Verse müssen Sie lernen, wenn Sie mit dem Geiste des Jahrhunderts fortschreiten wollen."

Marie schauderte. Marianne fuhr fort: „Was wollen Sie nur für eine Rolle in unsern Soiréen spielen, wo soviel von neuester Literatur die Rede ist? Wenn wir Ihnen auch nicht anmuthen, selbst Verse zu machen, weil das eine Gabe des Genies, so ist doch der Vortrag neuerer Dichterwerke unerläßlich. Also werfen Sie Ihren alten, hausbacknen Gellert getrost ins Feuer und studiren Sie Heine, Freiligrath, Herwegh, die blutenden Lieder von Harro Harring. Wir werden in den nächsten Tagen Soirée bei uns haben, wo Adel und Schöngeister versammelt sind. Da werden Sie erstaunen, da werden Sie erkennen lernen, was Poesie heißt, Deklamation und Vortrag."

Als Marie am Abende dieses Tages in ihr Kämmerlein trat, athmete sie ordentlich auf, so wüste und angstbeklommen war ihr den ganzen Tag über gewesen. Sie war ob der unterschiedlichen Prüfungen, die von den Fräuleins mit ihr angestellt worden waren, und die sie so schlecht bestanden hatte, ordentlich irre an sich geworden.

„Bin ich wirklich ein so verwahrlostes Geschöpf, das nichts versteht, nichts begreift?" frug sie sich —

„bin ich wirklich gar nichts nütze für das vornehmere Leben?"

Erst als die Stille des Abends und die Einsamkeit ihres Stübchens sie umgab, kam sie wieder etwas zu sich selbst und fühlte sich wohler. Aber die Betrachtungen, die sie nun anstellte, waren auch wenig erquicklich. Welche, von der ihrigen so ganz abweichende Anschauung des Lebens hatte sie in der kurzen Zeit ihres Aufenthaltes bereits kennengelernt? Gefühle, Ansichten, Persönlichkeiten, die ihr zeitlebens für hochwürdig und heilig galten, fielen der Gleichgiltigkeit, ja selbst dem Spotte anheim. Wer hatte Recht? Ihr edles, reines Gemüth, ihr natürlicher Verstand, ihr Sinn für das Heilige, oder die leichtfertige Philosophie der beiden mit ihrem Verstande prunkenden Fräuleins? Auf welcher Seite befand sich die Wahrheit? Ach, selbst ihr frommer Gottesglaube, ihre Liebe zu ihrem Heilande hatte vor der rationalistischen, religiösen Anschauung des Schwesternpaares keine Gnade gefunden und war für Frömmelei, Aberglauben und Pietisterei erklärt worden. Sie gedachte der Mutter, ihrer umfriedeten Heimat, der glücklichen Kindheit, und manche Thräne entperlte ungesehn im Dunkeln ihrem Auge.

Nach einiger Zeit stand Marie auf und trat

an das offene Fenster, durch welches die milde Frühlingsnacht hereinwehte. Sie schaute schweren Herzens hinab in den parkartigen Garten. Die Ruhe der Natur that ihr wohl. Der Jasmin duftete und von Zeit zu Zeit zog ein weicher Nachtigallton durch das Dunkel. Die Sterne der Heimat grüßten auch hier. Von Zeit zu Zeit säuselte ein leichter Nachtwind über die Gipfel der Bäume, als wolle er Strauch und Blumen zur Ruh' einfächeln. — Wie wohlthuend die Stille der Nacht sie berührte, fühlte Marie sich doch recht einsam und verlassen.

„Ach," seufzte sie, „hab' ich denn niemand, der sich meiner erbarmt? In dieser großen, geräuschvollen Stadt, wie eilen da die Leute geschäftig hin und wieder. Alle scheinen nur mit sich beschäftigt und achten nicht eines armen beklagenswerthen Kindes, das sich in dieser Menschenwüste nicht zurechtfinden kann. Und selbst das heilige Schaustück, das Eingebinde des Himmels, Religion und Glauben wollen sie mir rauben, indem sie es für eine Münze ausgeben, die allen Werth verloren habe."

Dieser letzte Gedanke stimmte Marien wieder recht traurig, daß sie bang seufzte und ihrem umdüsterten Geist sich die Zukunft immer dunkler gestaltete — da, in dieser Prüfungsstunde des Lebens —

und solcher Stunden muß es auch geben, soll der himmlische Läuterungsprozeß seinen Fortgang haben — tönten, wie eine Antwort von jenseit, Harmonikaakkorde durch die Nacht und eine sanfte, wohllautende Stimme sang:

,Was ist's, daß ich mich quäle?
Harr' Seiner, meine Seele,
Harr' und sei unverzagt.
Du weißt nicht, was Dir nützet;
Gott weiß es und Gott schützet
Getreulich den, der nach Ihm fragt!

Die kleinste meiner Sorgen
Ist dem Gott nicht verborgen,
Der alles sieht und hält;
Und was Er mir beschieden,
Das dient zu meinem Frieden,
Wär's auch die größte Last der Welt!'

Wie die Stimme eines Engels klangen diese Worte, die aus dem Hintergrunde des Gartens kamen, an das Ohr und Herz Mariens. Anfangs war sie, in der Furcht, beobachtet zu sein, erschrocken zurückgefahren; aber trotzdem lauschte sie innerhalb des Fensters, so daß sie kaum zu athmen wagte. War dieser himmlische Gruß nicht auch ein Lied des trefflichen Mannes, über welchen die hochgebildeten Fräu-

leins mit solcher Geringschätzung gesprochen hatten? Welch wunderbarer Trost und welche Stärkung zogen mit diesen Tönen und Worten in ihr Herz und in ihre Seele! Vergebens forschten ihre Blicke geraume Zeit in der Dunkelheit nach dem Sänger. Endlich entdeckte sie ziemlich im Hintergrunde des Gartens in einem von Bäumen fast ganz verhüllten Gebäude ein schwacherleuchtetes Fenster im ersten Stockwerk. Dasselbe schien offen zu stehen und aus ihm die von einer Harmonika begleiteten Töne zu kommen. Der nächtliche Sänger sang alle sieben Verse des schönen Gottesliedes und schloß mit dem Verse:

„Du bist der Müden Stärke
Und aller Deiner Werke
Erbarmst Du ewig Dich.
Was kann mir widerfahren,
Wenn Gott mich will bewahren?
Und Er, mein Gott, bewahret mich!“

Leise mit gefalteten Händen wiederholte Marie:

„Was kann mir widerfahren,
Wenn Gott mich will bewahren?
Und Er, mein Gott, bewahret mich!“

Der Frieden der Heimat war in ihre Brust zurückgekehrt. Sie fühlte sich jetzt nicht mehr ver-

lassen. Ein ihrem Herzen verwandtes Gemüth wohnte nicht weit von ihr. Neue Kraft, alle Widerwärtigkeiten zu ertragen, da sie ja doch nur Prüfungen des himmlischen Vaters, erwachte in ihr. Als folgsames Kind, und nicht als unzufriedenes oder trauriges, wollte sie sich in ihr Geschick fügen.

Aber wer war der unbekannte Sänger, dem sie sich für sein Lied, das er in einer schweren Stunde ihres Lebens tröstend gesungen, zu innigstem Danke verpflichtet fühlte? Sie lauschte noch eine geraume Zeit, ob die Harmonika von neuem ertönen werde, aber alles blieb still; wahrscheinlich war das Lied das Abendgebet des frommen Sängers gewesen. Auch der schwache Lichtschimmer war erloschen; die Nachtluft strich über die Baumwipfel; in der Ferne tönte der Wächterruf. Marie machte leise das Fenster zu und suchte ihr Lager. Sie faltete die Hände und beschloß ihr Tagewerk mit dem frommen Abendspruche:

‚Bedeckt mit Deinem Segen
Eil' ich der Ruh' entgegen' —

Schlummre sanft, Du Gute! Mögen Engel Deine Träume durchziehen, Dich stärken und Dein

Herz fest machen für die Prüfungen, die Deiner noch warten!

## Zweites Kapitel.

Apollonius Hornickel, nachdem er sich amtlich überzeugt (der Bürgermeister hatte selbst das Zertifikat ausgestellt —) daß die hinterasiatische Gesandtschaft keine Abenteurer, daß ihre Papiere in Ordnung, daß ihre fremde Abkunft nebst fremdländischer Sprachweise keinem Zweifel unterlag, daß sie — ein Hauptpunkt für Hornickel'n — hinsichtlich der geränderten Dukaten gleich nach Rothschild rangirten, wenn nicht vor ihm — hatte endlich und zwar nach einem Seelenkampf, wie er sobald nicht wieder vorkommen dürfte, und nach einer Gemüthsstimmung, wie sie schwer zu beschreiben ist, den heroischen Entschluß gefaßt, das langbewahrte Geheimniß seines Lebens der Gesandtschaft nicht länger vorzuenthalten und das Familienwappen der Kahameda's, die schwarze Ratte, vorzuzeigen. Ehe Hornickel sich jedoch zu dieser außerordentlichen Handlung entschloß, die er in seinem Leben nie für möglich gehalten, waren ebenso umfassende wie interessante, diplomatische Verhandlungen zwischen

ihm und der hinterasiatischen Gesandtschaft vorhergegangen. Strichelius, als Plenipotentarius, hatte nicht nur die nicht zu umgehenden zarten und diskreten Verhandlungen zwischen den kontrahirenden Mächten geleitet, sondern auch den Austausch der gewechselten Staatsschriften übernommen. Einer der schwierigsten Punkte der Verhandlungen, dessen Applanirung vor allem angebahnt werden mußte, bestand in der außerordentlich delikaten Frage, auf welche Art und Weise der Inhaber der Ratte sein Wahrzeichen offenbaren sollte, um die Identität desselben mit dem hinterasiatischen Familienwappen außer allem Zweifel zu stellen. Mirza ben Hafiz, der jetzt als glücklicher Auffinder des achtund~~siebzigsten~~ Kahameda, gleichsam als beneidenswerther Columbus, sich den Namen Colombino beigelegt hatte, war in seinen anfänglichen Zumuthungen, die er an Hornickel'n stellte, etwas gar zu bizarr. Sein Verlangen bestand in nicht geringerem, als darin: Hornickel solle sich auf offenem Markte vor versammeltem Volke und aufmarschirter Schützengilde, in Gegenwart des hohen Raths, der Viertelsmeister, sowie der Kirchväter, sämmtlich mit dem Klingelbeutel bewaffnet, in weißem Negligée auf eigens dazu erbauter Tribüne einfinden. Auf einen dreimaligen Trompetenstoß vom

Rathhausbalkon herab sollte alsdann die Enthüllung und auf diese die gerichtliche Okularinspektion stattfinden. Völlig entkleidet sollte Hornickel bis auf den Nabel werden; dann wurde verlangt, daß er sich dreimal langsam um seine eigene Axe drehe, damit ganz Kirchberg mit eigenen Augen sich von dem Vorhandensein der Ratte überzeugen könne. Während dieser dreimaligen Axendrehung sollte der gleichfalls versammelte kirchberger Gesangverein die Arie aus der Zauberflöte anstimmen:

„Dieß Bildniß ist bezaubernd schön,
Wie schöner wir's noch nicht gesehn!“

Nach erfolgter Besichtigung und Anerkennung der Ratte vonseiten der Gesandtschaft und nachdem das unentbehrliche Dokument über den hochwichtigen Akt vorgenommen, wird von Mirza ben Hafiz Hornickel als designirter König von Tauharawi erklärt und mit dem hinterasiatischen Kaftan bekleidet, mit dem Säbel umgürtet und sein Haupt mit dem Turban geschmückt. Hierauf solle sich der Erwählte unter entsprechender musikalischer Begleitung im Triumphe nach seiner Wohnung verfügen und aus eigenen Mitteln (dieß war ausdrücklich bestimmt) bedeutende Gnadengeschenke an die Armen vertheilen,

welche unterschiedliche Gaben noch näher zu bestimmen waren.

Als Chargé d'affaires Strichelius diese unterschiedlichen Anträge der hinterasiatischen Gesandtschaft dem aufmerksam zuhörenden Hornickel mittheilte, vermeinte dieser aus der Haut zu fahren. Das Bekleiden mit dem Kaftan, mit Säbel und Turban, sowie öffentliche Huldigung und Triumphmarsch hätte er sich gefallen lassen, aber alle übrigen Bedingungen waren zu markerschütternd, als daß er darauf im geringsten hätte eingehen können. Entkleidung auf offenem Markte, vor allem Volk bis an den Nabel, dreimaliges Umdrehen um sich selbst — dieß war für Hornickel'n zu stark und wenn damit alle Reiche der Welt zu erkaufen gewesen. Er erklärte also, daß er auf diese Bedingungen schlechterdings nicht eingehen könne und solle er simpler Hornickel bleiben sein Lebelang.

„Wohlan," sprach Strichelius, „da Hoheit Hochdero Entschluß unwiderruflich zu erkennen geben, bleibt nichts übrig, als die Gesandtschaft davon in Kenntniß zu setzen; vielleicht, daß sich eine mildere Form der Enthüllung ermitteln läßt."

„Thut dieß," versetzte Hornickel, „und vor allen

Dingen beobachtet mit der Gewissenhaftigkeit eines Beichtvaters das Geheimniß."

„Wo denken Hoheit hin? Würde ich mir nicht selbst den empfindlichsten Schaden beifügen, wollte ich die Hinterindier mit der Person bekannt machen, die das Kahamedazeichen auf der Schulter trägt? Sie wissen vor der Hand durch mich nichts, als daß sich der Kahameda wirklich im Bereiche des Stadtweichbildes befindet und daß ich die hohe Gnade erfahre, mich der schätzbaren Bekanntschaft Seiner Hoheit zu erfreuen."

Diese bizarren Anforderungen der Gesandtschaft an Hornickel'n waren übrigens nur ein Werk des Barbiers, welchem es ungemeines Vergnügen machte, dem Wucherer mit der einen Hand ein Königreich hinzuhalten und, sobald er zugreifen wollte, mit der andern Hand durch erlogene Bedingungen abzuwehren. Auch war der neubackene Chargé d' affaires viel zu klug, die Mystifikation, die man mit dem Wucherer, um ihn urkräftig zu bestrafen, vorhatte, in das tiefste Geheimniß zu hüllen. Nur Fidelis, sein Diener, Moritz und Strichelius wußten um die Ratte und berathschlagten, wie das Thier am besten zu benutzen und zu bewirthschaften sei. Hornickel's Mystifikation vor die Oeffentlichkeit zu bringen, lag ganz und gar nicht

in des Barbiers Plane, weil der großartige Schabernack, den man sich zur Bestrafung des Wucherers erlaubte, alsdann für die Gesandtschaft, wie namentlich für Strichelius, von sehr üblen Folgen hätte sein können. Aber es lag dem verschmitzten Barbier einmal im Blute, die Leute und namentlich Hornikkel'n zu necken und sich an seiner Desperation zu weiden.

Nach wiederholtem Hin- und Herdiplomatisiren war die hinterasiatische Gesandtschaft von ihrem frühern Verlangen bedeutend abgegangen. Sie hatte sich nach und nach zu Konzessionen herabgelassen, die einen, für beide Theile befriedigenden Abschluß in nicht zu ferne Aussicht stellten. Die diplomatische Gewandtheit des Strichelius hatte hierbei Gelegenheit, sich in ihrem ganzen Glanze zu zeigen. — Hornickel's Ultimatissimum lautete endlich: Er wolle sich entblößen und die Ratte zeigen, aber nicht auf offenem Markte vor versammeltem Volke, sondern einzig und allein der geehrten Gesandtschaft und zwar in verschlossenem und fensterverhangenem Zimmer. — Als Rekompens verzichte er, bevor er den Thron bestiegen, auf alle ihm zugedachten Ehrenbezeugungen und sonstigen Auszeichnungen.

Der letzte Punkt kam dem vermittelnden Stri-

chelius aus obenangeführtem Grunde, möglichstes Aufsehen zu vermeiden, gerade recht. Er eilte, die Verschworenen von Hornickel's Ultimatissimum in Kenntniß zu setzen, und man hielt gemeinsam Rath über das jetzt einzuschlagende Verfahren.

Nachdem man die nöthigen Beschlüsse gefaßt, begab sich Strichelius abermals zum designirten Beherrscher von Tauharawi.

„Auch ich, Hoheit," begann er, „bin jetzt mit dem Ultimatum der hohen Gesandtschaft beauftragt. Da Hoheit, so lange sich Hochdieselben auf kirchberger und überhaupt vaterländischem Grund und Boden befinden, auf alle königlichen Ehren verzichten, hält es die hohe Gesandtschaft, um die Staatskassen von Tauharawi nicht mit neuer Steuerlast zu belegen, für zweckentsprechend, daß die kostspielige Oeffentlichkeit ganz vermieden und das möglichste Inkognito innegehalten werde, und zwar ein Inkognito, daß vor der Hand selbst in Kirchberg niemand ahnet, um welch wichtige Angelegenheit es sich überhaupt handelt. Sobald Hoheit die Zügel der Regierung in der Hand, ist immer noch Zeit, der Vaterstadt Kirchberg den königlichen Gruß zu entsenden und sie mit Geschenken zu überhäufen."

„Möchte, was diese kirchberger Geschenke an-

langt, meine geliebten Unterthanen nicht damit belasten; auch sind es die Kirchberger nicht werth. Gedenkt der Baumeisterei!“

„Wie Hoheit zu geruhen für gut befinden,“ fuhr der sprachgewandte Chargé d'affaires fort, „also unter der Bedingung des strengsten Inkognito!“

„Ich möchte freilich gern,“ fiel Hornickel ein, „noch diesem oder jenem in Kirchberg, der mich bisher über die Achsel angesehen, als neugeschaffener Landesvater, sozusagen, einen Tritt geben, damit die Hallunken Respekt vor mir bekämen.“

„Dann freilich,“ gegenredete Strichelius, „müßte es bei der allgemeinen Oeffentlichkeit, der Marktszene u. s. w. sein Bewenden haben. Verzichten jedoch Hoheit auf jede öffentliche Auszeichnung, dürfte die Okularinspektion in ganz gewähltem und vertrauterem Kreise und zwar nur in Gegenwart des Herrn Mirza ben Hafiz, seines Geheimschreibers Babelmandeb, sowie des Kammerherrn Mufrid, aus welchen die Gesandtschaft überhaupt besteht, genügen.“

Hornickel ging einigemale in der Stellung Napoleon's nachdenklich auf und ab. Dann sprach er groß: „Ich verzichte!“

„Wohlan, Hoheit,“ fuhr Strichelius, im Innern sehr erfreut fort, jedoch ohne als Diplomat von

seinem innern Zustande etwas merken zu lassen, „so wäre die Hauptsache zum Besten Ew. Hoheit, wie eines nunmehr glücklichen Volkes, als erledigt zu betrachten. Es handelt sich jetzt nur noch um den Geldpunkt."

„Wie so Geldpunkt?" frug Hornickel in nicht sonderlich freundlichem Tone. Er hatte hinsichtlich dieses ungemüthlichen Punktes im Laufe der Jahre mit Strichelius so überaus traurige Erfahrungen gemacht, daß wir den weniger freundlichen Ton nicht außer aller Ordnung finden wollen.

„Es ist," fuhr Strichelius erläuternd fort, „eine alte Satzung in Tauharawi, daß sich der Kahameda gleich vom Anfang herein splendid und generös zeige."

„Ich habe bereits erklärt, daß ich meine künftigen Unterthanen nicht überflüssigerweise belasten will."

„Solche Gesinnungen machen Euerm landesväterlichen Herzen alle Ehre, dießmal handelt es sich aber nicht um das Geld Eurer künftigen Unterthanen, sondern um Euern eigenen Geldbeutel als Apollonius Hornickel."

„Wie ist das zu verstehen?" frug die Hoheit mit wo möglich noch unfreundlicherem Tone.

„Erstens handelt sich's um die Reisespesen und" —

„Ich will doch hoffen, daß die dukatenselige Gesandtschaft“ —

„Leider, Hoheit, ist es alte Satzung von Tauharawi, daß der Kahameda bis zu seiner Thronbesteigung die aufgelaufenen Kosten für die Reise seiner Person aus eigenem Säckel bestreitet.“

— Vonseiten Hornickel's ward ein auffälliges Murren vernehmbar, welches seine Unzufriedenheit hinsichtlich der alten Satzungen von Tauharawi verständlich genug an den Tag legte.

„Um alles in der Welt, Hoheit, nur nicht murren gegen alte Satzungen, das können die Bewohner von Tauharawi vor dem Teufel nicht vertragen! Und,“ fügte er nach einer Pause lächelnd hinzu, „gegen einen Thron können dergleichen Bagatellen ja gar nicht in Betracht kommen.“

„Was wird die Fahrt wohl kosten?“

„Es hängt das von Euerm werthgeschätzten Appetite ab; denn bloß, was Hoheit verzehren, haben Hochdieselben zu bestreiten; die Ueberfahrt bestreitet die Gesandtschaft.“

Hornickel athmete leichter. „Ich werde auf dieser Fahrt meinen künftigen Unterthanen zeigen, wie billig ein König leben kann. Aber, unter uns, knickerig ist es!“

Strichelius zuckte die Achseln.

„Alte Satzungen," sprach er, „diesen läßt sich nicht ankommen. Doch wie gesagt, diese Atzungskosten sind ja im Betracht der königlichen Zukunft gar nicht der Rede werth. Mehr ins Gewicht fallen dürfte allerdings der zweite Geldpunkt."

„Noch einer?"

„Ich habe Hoheit bereits mitgetheilt, daß das Volk von Tauharawi seinen Herrscher generös und splendid wünscht. Namentlich ist auch die edle Wohlthätigkeit eine Eigenschaft, die auf jenem glückseligen Insellande vor allem geschätzt wird."

„Ich werde der hiesigen Armenversorgungsbehörde drei Thaler zuschicken," sprach Hornickel.

„Leider," bemerkte Strichelius, „haben auch für diesen Fall die alten Satzungen bereits Fürsorge getroffen und die unterschiedlichen Summen festgesetzt, welche der Kahameda aus eigenem Pekulium zu bestreiten. Es hat daher einer hohen Gesandtschaft nicht wenig Mühe gemacht, die in Tauharawi übliche Summe in den kirchberger Münzfuß umzusetzen. Ich habe die Berechnung zu mir gesteckt; Hoheit würden daher aus eigenen Mitteln zu bestreiten haben: an die Stadt-Armenkasse 473 Thaler 15 Groschen, an das Stadtkrankenhaus 256 Thaler 12 Groschen, in

die Kleinkinderbewahranstalt 256 Thaler 12 Groschen, an die Armenschule 130 Thaler, an den Frauenschutz 130 Thaler, an die Beschäftigungsanstalt 130 Thaler, an die Kasse entlassener Züchtlinge 130 Thaler, an die Rumford'sche Suppenanstalt 330 Thaler, an den Verein zu Rath und That 130 Thaler, an die Kasse konditionsloser Dienstboten 65 Thaler, an die Kasse zur jährlichen Christbescheerung für arme Kinder 90 Thaler, an die Kasse zur Unterstützung emeritirter Lehrer 563 Thaler 15 Groschen und an die Kasse zur Stadtverschönerung 130 Thaler zu entrichten haben, ohne dem Wohlthätigkeitssinne Eurer Hoheit irgendwie beengende Schranken aufzulegen."

Da sich Hornickel bereits nach dem ersten Posten beide Ohren zugehalten hatte und völlig taub die Stube auf- und abgerannt war, hatte sich's Strichelius hauptsächlich angelegen sein lassen, sein Register so langsam und pantomimenhaft, wie möglich, vorzutragen.

Endlich bekam Hornickel das Gehör wieder und sah den Chargé d' affaires grimmig an.

Strichelius, der gar nicht that, als ob er die Alteration des Wucherers im geringsten bemerkte, summirte halblaut die Posten zusammen.

„Macht 2864 Thaler 24 Groschen," sprach er sehr

ausdrucksvoll, „welche Summe Ew. Hoheit sich beeilen werden für den betreffenden Zweck bereit zu halten."

„Den Teufel will ich bereit halten!" brauste Hornickel auf. „Das heißt ja einen ehrlichen Mann ans Kreuz nageln."

„Aber so bedenkt doch —"

„Ich mag nichts denken!"

„Bedenkt den unsterblichen Ruhm als Wohlthäter!"

„Die Bürgerschaft müßte mich für verrückt halten."

„Dieß ist ja der Bürgerschaft ihre Sache."

Hornickel lief in höchster Desperation im Zimmer auf und ab. Nach einer Pause sprach Strichelius: „Für den Fall, daß Hoheit die betreffende Summe nicht für den Augenblick flüssig machen könnte, ist die Gesandtschaft nicht abgeneigt, den Betrag im Golde vorzuschießen."

Bei diesem Vorschlage fuhr Hornickel'n ein genialer Gedanke durch den Kopf.

„Laßt sie vorschießen," dachte er bei sich, „sitzest Du einmal auf dem Throne, kann sie lange warten, eh' Du wieder bezahlst."

Er wollte diesem verführerischen Gedanken wei-

ter nachhangen, als Strichelius, der Hornickel's Ideengang zu errathen schien, gelassen fortfuhr:

„Hoheit haben dann zur Zurückerstattung Zeit, bis die glückseligen Küsten von Tauharawi am Horizonte emporsteigen, da Hoheit, sobald Hochdieselbe ans Land getreten, sofort eidlich erhärten muß, den alten Satzungen gemäß, die Wohlthat aus eigenen Mitteln bestritten zu haben."

Letztere Rede war wieder sehr niederschlagender Natur für den Wucherer; indeß überlegte er: „Diese Gesandtschaft muß über außerordentliche Finanzkräfte zu gebieten haben, da sie mit dem Vorschuß gleich bei der Hand ist. Auch muß ihr in der That ausnehmend an meiner Person gelegen sein."

Hornickel ging von neuem nachdenkend auf und ab.

„Aber solche Unsummen an Bettelvolk wegwerfen und noch dazu aus meinem Beutel, dieser Gedanke geht nicht in meinen Kopf, ich mag pressen, wie ich will; niemand kann für seine Natur." Dafür zuckte ein anderer Gedanke durch sein Gehirn.

„Strichelius," sprach Hornickel, „falls ich mich auch zu diesem horrenden Opfer entschließen könnte, um den alten Satzungen nachzukommen, so müßt Ihr aber bedenken, daß alsdann mein Avancement

nothwendigerweise an die Oeffentlichkeit kommen muß, welche doch eine hohe Gesandtschaft vermieden wissen will."

„Die hohe Gesandtschaft," tröstete Strichelius, „würde es ohne Widerstand zulassen, wenn man ihren Namen anstatt des Namens des wohlthätigen Gebers provisorisch benutzen wollte."

— An diesem Troste war Hornickel'n wieder nicht viel gelegen. Zahlte er als Hornickel die ungeheuere Summe von 2864 Thaler 24 Groschen an die wohlthätigen Anstalten der Stadt, wollte er sich auch an der ungeheuern Maulsperre sonnen, die unausbleiblich einer solchen That Hornickel's folgen mußte.

Die Konferenzen über anberegten Gegenstand zogen sich noch ziemlich in die Länge, doch trug endlich das diplomatische Genie des Barbiers auch hier den Sieg davon. Strichelius wußte der Schenkung solche verlockende Seiten abzugewinnen, sie in einem für den Geber so günstigen Lichte darzustellen, daß Hornickel endlich selber einsah, wie er sich entschieden im Lichte stehe, wenn er den alten Satzungen von Tauharawi nicht genügeleiste. Er gab endlich seine Einwilligung, die betreffende Summe unter Firma der äußerst wohlthätigen hinterasiatischen Gesandtschaft an

die unterschiedlichen milden Stiftungen gelangen zu lassen.

Mit dieser Einwilligung hatten die gegen den Wucherer verschworenen jungen Männer einen Theil ihres Ziels erreicht, welcher darin bestand, durch die Bestrafung Hornickel's zugleich den Hilfsbedürftigen eine ansehnliche Gabe zufließen zu lassen.

Doch ein noch größeres Stück Arbeit stand dem diplomatischen Strichelius bevor. Er hatte Hornikkel'n noch in einem dritten Punkte zu bearbeiten, doch behielt er sich denselben für die nächste Konferenz vor, da der Wucherer durch die heutigen Zumuthungen bereits dermaßen erschöpft war, daß er, wie halbtodt, in dem Sessel lag. Der verschmitzte Barbier empfahl sich, um der hinterasiatischen Gesandtschaft Bericht über die gehabte Konferenz und deren glücklichen Ausgang abzustatten. Fidelis sprach seine ganz besondere Zufriedenheit über die so gelungene Mission des Strichelius aus.

Als Hornickel am andern Tage aus merkwürdigen Träumen erwachte, erschien ihm seine Verhandlung mit Strichelius von gestern als das allermerkwürdigste und sonderbarste Ereigniß. Er begriff gar nicht, was aus ihm geworden; er besann sich, seine Zustimmung gegeben zu haben, an die dreitausend

Thaler zu wohlthätigen Stiftungen aus seinem Beutel zu verwenden und noch dazu unter fremder Firma, so daß er nicht einmal den Ruhm davontrug. Es erschien ihm jetzt im nüchternen Morgenzustande unerklärlich, wie es Strichelius angefangen, solche wahnsinnige Zugeständnisse von ihm zu erhalten.

„Ich kann mich gar nicht erinnern" — sprach er — „daß ich einen Schnaps getrunken hätte. Ich war nüchtern, wie ein Karthäuser. Dieser Strichelius muß mit dem Satan im Bunde stehen. An dem ist ein Advokat verdorben!

„Die horrende Summe," fuhr er nach einer Pause fort, „kann allerdings im Betracht eines Thrones nicht in Anschlag kommen. Es kostet mich als Landesvater einen halbjährigen Steuerzuschlag und ich bekomme den Verlag zehnfach wieder. Die Finanzen von Tauharawi müssen sich übrigens, nach den Dukaten ihrer Gesandtschaft zu urtheilen, in glänzenden Verhältnissen befinden. Gleichwohl widerstrebt es meiner Natur, die Wohlthätigkeit zum Exzeß zu treiben. — Ich muß, wenn ich die Sache reiflicher überlege, immer noch froh sein, daß die Gesandtschaft von der Enthüllung bis an den Nabel auf dem Markte vor Rath und Viertelsmeistern absteht. Das wäre mein Tod gewesen. Was hilft mir

der nachträgliche Triumphmarsch? — Nach dem neuesten Stande der Konferenzen schlage ich zwei Fliegen mit einemmale. Die Kirchberger erfahren nichts von der Ratte, ich bleibe ihnen vor der Hand Hornickel, Privatus, und sukzedire in aller Stille als Kahameda. Im aufgeklärten Tauharawi gilt die Ratte nicht als Schandfleck, sondern als höchstes, als königliches Ehrenzeichen. Ich brauche mich ihrer nicht zu schämen und kann sie nöthigenfalls den hohen Würdenträgern vorzeigen, was sich unter den hiesigen prosaischen Breitegraden gar nicht bewerkstelligen läßt, weil das Volk noch so weit in der Kultur zurück ist, daß es die Ratte unter die unliebenswürdigen Thiere zählt. In China wird das Thier sogar gehegt und gepflegt und schließlich gegessen."

Während Hornickel, im großblumigen Schlafrocke auf- und abwandelnd, sich diesen Morgenbetrachtungen überließ, klopfte es an die Thür, und auf das ‚Herein!' erschien abermals der unermüdliche Chargé d'affaires Philipp Strichelius. Hornickel's Opferfreudigkeit sollte nochmals auf die Probe gestellt werden und zwar in einem Grade, die den Wucherer sowohl physisch, wie moralisch fast zu Tode hetzte.

„Wie geschlafen, Hoheit?“ erkundigte sich der Diplomat in seiner unterwürfigen Art.

„Schlecht genug!“ versetzte Hornickel. Darauf frug er: „Sagt 'mal an, Strichelius, habt Ihr gestern nicht Euern Scherz mit mir getrieben?“

„Scherz! Hoheit, wo geruhen Hochdieselben in Hochdero Ideengange sich hinzuverirren? Glauben Hoheit, daß mir mein Kopf nicht viel zu lieb ist? Wenn die Bewohner von Tauharawi erführen, daß meine Geringfügigkeit sich vermessen hätte, mit einem Kahameda zu scherzen, wäre ich meines Kopfes keine Stunde sicher. Ich glaube, die eigene Gesandtschaft machte mich kalt. Jenes Volk versteht, wo es sich um Beleidigung seines Herrschers handelt, durchaus keinen Spaß!“

„Dieß ist mir lieb. Es ist das eine schätzenswerthe Eigenschaft meiner künftigen Unterthanen.“

„Glauben Hoheit,“ fuhr Strichelius fort, „daß man in solchen Dingen, wie es hier zu Lande gebräuchlich, einen langdarmigen Hochverrathsprozeß mit langjähriger Untersuchungshaft anfängt? Angeklagt, überführt und Kopf ab! heißt es in Tauharawi.“

„Es werden bei solchem Verfahren allerdings eine Menge Kosten erspart,“ sprach Hornickel, welcher

sich diesem summarischen Verfahren in Hochverraths-dingen nicht ganz abhold zeigte.

„Allerdings," fuhr Strichelius fort, „jenes Volk ist überhaupt in allen Dingen so praktisch, und was die Hauptsache, so sittlich, daß sich mancher europäische Völkerstamm, Kirchberg nebst Weichbild nicht ausgenommen, ein wahres Beispiel daran nehmen könnte."

„Also, Strichelius," fuhr Hornickel, der über die Schenkungen nicht hinwegkommen konnte, weiter fort, „wenn Ihr nicht gescherzt habt, soll ich wirklich so horrende Summen an die Armuth auszahlen?"

„Liegt nur im eigenen Interesse, Ew. Hoheit, da die Gesandtschaft nicht umhin kann, den alten Satzungen von Tauharawi Rechnung zu tragen. Mir kann es einerlei sein, ob die Suppenanstalt durch Hoheit was zu brocken oder zu beißen bekommt; das ist doch klar."

„Strichelius," begann Hornickel nach einer Pause, „ein Wort im Vertrauen; wenn ich die großen Ereignisse der jüngsten Tage in Ueberlegung ziehe, so kommt mir es zuweilen vor, als ob alles ein Traum oder als ob es mit mir rapple. Die Ratte ist allerdings nicht wegzuläugnen und kein Traum, auch die hinterasiatische Gesandtschaft mit ihren ungeänderten Dukaten nicht, und gleichwohl — gleichwohl!" —

Dem Barbier waren derartige Anschauungen nicht ganz angenehm, weil sie leicht zu einem übeln Ausgange führen konnten. Er ließ sich jedoch als Diplomat nicht das geringste merken, sondern sprach so gleichgiltig, wie möglich: „Das sind Blähungen, die aus dem Unterleib Ew. Hoheit emporsteigen, sobald Ihr etwas schwerverdauliches zu Euch genommen. Ihr eßt zu viel Klöße, die liegen zu hart im Magen und erzeugen Dünste, welche den Kopf umnebeln. Ueberhaupt sollten Hoheit die Klöße, gleichviel ob Mehl- oder Kartoffelklöße von Hochdero Küchenzettel gänzlich streichen. Wie sollen bei dieser schwerfälligen Nahrung sich königliche Gedanken entwickeln? Auch passen Klöße für hohe Stellung nicht; was sollte aus Europa werden, wenn die gekrönten Häupter und ihre Minister so unverschämt große Klöße zu sich nehmen wollten, wie ich bei Ew. Hoheit mit Schrecken habe wahrnehmen müssen? Bedenkt, welch eigenthümlicher und keineswegs empfehlender Begriff sich mit dem Worte ‚Klostoffel‘ verbindet!“

„Es wird mir schwer ankommen,“ gestand Hornickel, „auf mein Leibgericht zu verzichten!“ —

„Jede Krone hat auch ihre Dornen,“ sprach Strichelius. „Die Hofküche in Tauharawi wird in-

deß Hochdero bürgerlichen Küchenzettel bald vergessen machen."

„Meine Klöße werd' ich nie vergessen," seufzte Hornickel, nachdenklich auf- und niedergehend.

Strichelius, um nicht neue Zweifel in dem auf- und abschreitenden Hornickel aufkommen zu lassen, machte eine geschickte Handbewegung, so daß die Morgensonne in einem blitzenden Ringe wiederspiegelte, welchen er von Fidelis aus Anerkennung für seine mit Geschick gepflogenen diplomatischen Verhandlungen erhalten hatte. Kaum berührte der verführerische Strahl Hornickel's Auge, als sofort seine Nachdenklichkeit ob der zu entsagenden Klöße dem Interesse wich, welches er am Ringe nahm. Er betrachtete das Geschenk näher und fand es so werthvoll, daß er überzeugt war, ein solches könne nur von einer Gesandtschaft ausgehen. Der funkelnde Ring zerstreute, wie die Sonne die Nebel, alle in Hornickel's Gemüth noch aufsteigenden Zweifeldünste. Er begratulirte den Strichelius wegen des werthvollen Geschenkes.

„Das müßt Ihr doch gestehen, Strichelius," sprach Hornickel, „Ihr habt mir Großes zu verdanken. Erst die elegante Kleidung, jetzt dieser kostbare Ring."

„Weiß es, Hoheit, mein Leben gehört dafür auch Euch. Doch jetzt vernehmt den letzten Paragraphen des Ultimatissimum, den ich Euch gestern schonend vorenthielt.“

„Noch einen Paragraphen?“ frug Hornickel. „Ich will nicht hoffen, daß es sich um neue Opfer handelt, ich komme mir jetzt schon vor wie eine ausgepreßte Zitrone“ —

„Ihr habt Großes geleistet,“ fuhr Strichelius fort, ohne auf den hornickel'schen Nachsatz weitere Rücksicht zu nehmen, „indem Ihr Euch dem Volke von Tauharawi als hochherzigen Wohlthäter gezeigt habt; aber die alten Satzungen jenes herrlichen Inselvolkes verlangen zum dritten und letzten —“

„Was verlangen sie noch?“

„Daß Hoheit als weißer Schwan emporsteigen.“

„Als weißer Schwan —?!“

„Versteht mich recht: nicht als ein Vogel, welchen man Schwan nennt, sondern bildlich, so weiß, so unschuldsvoll, wie dieser. Ich habe bereits vorhin angedeutet, daß die Bewohner von Tauharawi nicht bloß ein edelherziges, sondern auch sehr sittliches Volk sind, dem es also vor allem daran gelegen sein muß, daß ihr Kahameda so sittlich, wie möglich, den Thron besteige. Wenn nun die hiesige Gesandtschaft in Er-

fahrung bringt, (und sie soll bereits Nachforschungen darüber angestellt haben), daß Hoheit die armen Leute gedrückt, Witwen und Waisen um das Ihrige gebracht, wucherische Zinsen genommen, kurz zahlreiche Schändlichkeiten, Spitzbübereien und Schurkenstreiche—"

„Schweig, oder Du bist des Todes!" rief Hornickel, der sich als hohe Person bereits zu fühlen begann.

„Ich schweige!" tönte es demüthig.

„Wie kannst Du Dich unterstehen, so zu mir zu sprechen, da Du selbst zugestanden, daß Dein Leben in meiner Hand ruht?"

„Meine Pflicht als Abgesandter" — stammelte der Chargé d' affaires.

„Wenn ich," fuhr Hornickel fort, „in meinem Verfahren gegen das Bettelvolk etwas streng auftrat, wenn ich unverzeihlicher Nachsicht zuweilen mein Herz verschloß, wenn ich bei gefährdeten Summen manchmal einen etwas höhern Zinsfuß notirte, so sind dieß kaufmännische Manipulationen —"

„Die Bewohner von Tauharawi nennen es aber Spitzbübereien" —

„Wirst Du Dein Maul halten! Hast Du nicht soeben erzählt, daß die Bewohner von Tauharawi

Verläumbungen ihres Oberhauptes mit dem Tode bestrafen —?"

„Ja, wenn's aber keine Verläumbungen sind, bestrafen sie einen nicht mit dem Tode."

„Ich will aber, daß es Verläumbungen sind, ich bestehe darauf. Er ist Majestätsverbrecher! Weiß Er das?"

„Da müssen Hoheit erst Majestät sein, ehe von Majestätsverbrechen die Rede sein kann; jetzt sind Hochdieselben bloß Hornickel, die Hoheit gab ich aus meinem Beutel zu."

Da Hornickel einsah, daß er auf dem Wege der Strenge gegen Strichelius nichts ausrichtete, gab er sich das Ansehen, als wolle er Gnade für Recht ergehen lassen.

„Ich will nichts gehört haben," sprach er.

„Das sollte mir leidthun."

„Wie so leidthun?"

„Weil ich alsdann mit meinem letzten Paragraphen unverrichteter Sache nach Hause gehen müßte, und weil alsdann, trotz der Ratte, Euer Königreich im Meere läge, wo es am tiefsten."

„Was verlangt denn dieser abgeschmackte Paragraph schließlich?"

„Daß Hoheit, um als weißer Schwan aufzu-

steigen, sich alles ungerechten Gutes entäußern, daß Hoheit die über den Landeszinsfuß erhobenen Zinsen zurückerstatten, daß Hoheit solchen Personen, die durch Hochdero Unbarmherzigkeit ins Elend gerathen, zu dem frühern Stande verhelfen; daß Hoheit namentlich die Witwe Friedberg so stellen, daß die bejahrte Frau zu leben hat und ihr Sohn Ehregott seine Studien beenden kann; daß Fischel seiner Botmäßigkeit enthoben und mit anständiger Pension wieder ein freier Mann wird; kurz, daß Hoheit alle Missethaten, so sich Hochdieselben gegen die Menschheit haben zuschulden kommen lassen, sühnen und daß Hoheit überhaupt in den Stand der Unschuld zurückkehren — denn so nur ist es möglich, als weißer Schwan aufzusteigen, wie es die Bewohner von Tauharawi infolge ihrer alten Satzungen wünschen und verlangen."

Hornickel, nachdem Strichelius mit seinem Reinigungsprozesse, mit seiner Umkehr zur Unschuld zu Ende, fing wie ein Pferd zu wiehern an. Diese sittlichen Anmuthungen machten, daß er ganz aus seiner Natur herausging und ironisch wurde.

„Verlangen nicht auch die alten Satzungen von Tauharawi," frug er, „daß ich die englische Staatsschuld vorherbezahle? daß ich die Quadratur des

Zirkels, das Perpetuum mobile ausfindig mache? daß ich die Türken aus Europa treibe und die deutsche Einigkeit zustande bringe?"

„Nein," erwiederte Strichelius, der sich durch den pferdemäßigen Raptus des Wucherers nicht aus seinem Gleichmuthe bringen ließ, „solche Unmöglichkeiten verlangen die alten Satzungen nicht; sie verlangen nur das Mögliche."

„Was Ihr aber verlangt habt, ist unmöglich!"

„Es kommt auf den Versuch an." —

Hornickel, sobald er einen gewaltigen Anlauf genommen, sank stets um so entkräfteter zurück. So auch dießmal. Er hatte sich in seinen Armstuhl geworfen und die Zipfelmütze, die er in den Morgenstunden nie vom Kopfe brachte, tief über das Gesicht gezogen. Hinter dieser Mütze, in des Wucherers Gehirn aber sah es entsetzlich aus. Wenn er alles Gut, das er wucherischerweise erworben, zurückerstatten sollte, kostete es ihm zwei Drittheile seines Vermögens. Obschon nun Hornickel bei seinem schwachen Begriffsorgane, seinem Hochmuthe und Ehrgeize, von Strichelius systematisch und mit Meisterschaft bearbeitet, vollkommen überzeugt war, daß ihn das Schicksal vermöge der merkwürdigen Ratte, die nicht wegzuleugnen war, zum König von Tauharawi

auserlesen — das splendide, dukatenspendende Auftreten der Gesandtschaft hatte nicht wenig dazu beigetragen — und er sich in seinem aufgeblähten Geist schon wirklich als hohe Person fühlte, war er doch zugleich so pfiffig, sich eine Hinterthür für eintretende Fälle vorzubehalten. Nur von Zeit zu Zeit stiegen, wie wir schon gesehen haben, momentan trübe Zweifel auf, die Strichelius doch stets geschickt zu beseitigen wußte.

Er war also nicht nur bereit der Gesandtschaft die Ratte leibhaftig zu zeigen, sondern auch die Reise nach Tauharawi anzutreten; zu Hause sollte aber, unter seiner Tochter und Fischel's Leitung, sein angebracht Geschäft, auf Pfänder wucherisch Geld auszuleihen, fortgeführt werden. Er hatte von mehreren Beispielen gehört, wo auch ganz simple Europäer in indischen Staaten zu Königen avancirt waren und sich als solche große Schätze gesammelt hatten. Als sie nach längerer oder kürzerer Zeit des Regierens überdrüßig, hatten sie sich pensioniren lassen und waren als Krösusse in die erstaunte Heimat zurückgekehrt. Sie hatten eine Handvoll Dukaten in den Armenstock gethan, wofür die dankbare Vaterstadt nicht unterlassen hatte, ein Denkmal auf Subskription zu errichten. Ein solches Geschick hatte für Hornickel'n

viel verführerisches. Indeß hatte er auch von Exempeln gelesen, wo dergleichen Könige gestürzt und von der unzivilisirten, undankbaren Unterthanenschaft verjagt worden waren. Sie hatten bei Nacht und Nebel den Thron verlassen müssen, hatten in der Stille aber doch für den Abend ihres Lebens einige Rupien beiseite zu schaffen und in die englische Bank niederzulegen gewußt. Noch Andere mußten jedoch froh sein, das nackte Leben davonzutragen. Für diesen letzten tragischen Fall wünschte der kluge Hornickel, daß zu Hause alles seinen Fortgang habe, damit er im schlimmsten Falle das alte Geschäft fortsetzen könne, als ob nichts vorgefallen sei. Nach dem letzten Paragraphen nun sollte er zwei Drittheile seines ganzen Vermögens zum Besten der alten Satzungen von Tauharawi in die Schanze schlagen, und das war eben ein Verlangen, das mit seiner Politik in solchem Widerspruche stand, daß er wie ein Pferd zu wiehern begann und mit ironischen Redensarten um sich warf.

Strichelius hatte als kluger Feldherr dem letzten Paragraphen eine weitere Ausdehnung gegeben, als in Fidelis Absicht lag. Er konnte also nöthigenfalls Konzessionen machen; denn der Brite wünschte bloß, daß die Witwe Friedberg wieder zu dem Vermö-

gen komme, um welches sie ruchloserweise der Wucherer gebracht hatte.

Als daher Hornickel nach seinen ironischen Ausbrüchen in den Armstuhl gesunken war, störte ihn Strichelius nicht, sondern sagte bloß die Worte: „Hoheit haben die Wahl. Ich gehe jetzt zur Gesandtschaft mit der Erklärung, daß aus der ganzen Sache nichts werden kann. Die Gesandtschaft wird trostlos zu einem trauernden Volke zurückkehren; aber Euer Geheimniß ist gerettet. In meinen Augen werdet Ihr stets Kahameda bleiben, wenn ich auch zuweilen in der Zerstreuung das Wort Hoheit vielleicht mit Hornochse verwechseln sollte."

Hornickel that einen Seufzer, in welchem sich der ganze trostlose Zustand seines Innern kundgab.

Mit einer nonchalanten aber nicht ungraziösen Handbewegung machte Strichelius das Zeichen des Abschieds, wobei er verstand, den Ring wieder in seinem ganzen Glanze leuchten zu lassen.

„Adieu, Hoheit." Mit diesen Worten ging er würdevoll nach der Thür.

Hornickel'n warf es in seinem Armstuhle von der Rechten zur Linken und umgekehrt.

„So eilt doch nicht so in drei Teufel Namen!"

Strichelius blieb auf diese Worte stehen, und

warf den Kopf nachlässig etwas rückwärts. „Wünschen Hoheit noch etwas?"

„Bleiben sollt Ihr," herrschte jetzt Hornickel, „noch steht's bei mir, den Kahameda herausstecken und Euch Respekt beizubringen."

„Ich fliege zu den Füßen meines Gebieters."

Mit diesen Worten lag Strichelius mit dem einen Knie vor seinem Opfer.

Es entstand wieder eine jener ergreifenden Pausen, welchen wir in den Unterhaltungen der beiden Biedermänner wiederholt Gelegenheit gehabt hatten beizuwohnen.

Endlich richtete Hornickel in seinem Stuhle sich empor.

„Könnte nicht eine billige Abfindungssumme ermittelt werden, wenn ich durchaus als weißer Schwan emporsteigen soll."

„Hoheit," erwiederte Strichelius, sich ehrfurchtsvoll erhebend, „für diesen außerhalb der Berechnung einer hohen Gesandtschaft liegenden Fall müßte ich um anderweite Instruktionen einkommen. Dürfte ich mir daher für jetzt zur Einholung der hohen Willensmeinung der betreffenden hohen Gesandtschaft den nöthigen Urlaub erbitten?"

Sobald Hornickel den Willen durchblicken ließ,

den Wünschen einer hohen Gesandtschaft nachzukommen, und sich dadurch den Weg zum Throne von Tauharawi anzubahnen, beobachtete der schlaue Barbier stets die wohlberechnete Taktik, die möglichst unterwürfige Stellung anzunehmen; zeigte sich jedoch der Wucherer widerhaarig, fiel der Chargé d' affaires in seine gewohnte, die Würde des Wucherers so verletzende Nonchalance zurück.

Hornickel war auch bereits insoweit dressirt, daß er auf diese Strategik einging. Darum sagte er jetzt im gebietenden Tone: „Der Urlaub ist ertheilt. Man beeile sich, die Willensmeinung einer hohen Gesandtschaft einzuholen; denn es ist, wie der Lateiner zu sagen pflegt: Periculum in Morea.“ Statt ‚periculum in mora‘ sagte Hornickel aus Unverstand stets periculum in Morea, und glaubte wunder wie gelehrt er sich damit ausdrücke. In diesen drei Worten bestand seine ganze Latinität.

Strichelius entfernte sich und Hornickel gewann Muße, über diese neuesten Anmuthungen die geeigneten Betrachtungen anzustellen.

„Wenn man mit einer mäßigen Abfindungssumme sich zufrieden gibt,“ sprach er im Schlafrocke auf- und niederwandelnd, „will ich auch diesen letzten Kelch trinken; beharret jedoch die hinterasiatische

Gesandtschaft auf dem höchst unverständigen Verlangen, der Zinszurückerstattung, so kann aus dem Königreiche nichts werden, und die Bewohner von Tauharawi mögen sehen, wo sie einen Kahameda herbekommen. Das fehlte, hier Bettler werden und dann jenen Insulanern mit ihren abgeschmackten Satzungen nicht anstehen; nein, Apollonius, so dumm sind wir nicht."

Strichelius hatte sich nicht einmal die Mühe genommen, anderweite Instruktionen einzuholen. Er war bloß auf den Keller gegangen, wo er sich ein Glas Bier geben ließ. Da es noch früh am Tage war, befand er sich in der Gaststube ganz allein. Dieß war Greifenhahne, dem Wirth, grade recht. Er attachirte sich sofort an den Barbier, um nähere Erkundigungen über die Gesandtschaft einzuziehen, jenes große Räthsel von Kirchberg, das manchem brau- und nichtbrauberechtigten Bürger schlaflose Nächte machte. Greifenhahn, der Kellerpachter, dem die böse Welt nachsagte, er sei etwas neugieriger Natur, hatte so unterschiedliche Dinge und Vermuthungen über Herrn Mirza ben Hafiz aussprechen hören; er wußte ferner, daß Strichelius die Auszeichnung genossen, wiederholt bei dem Gesandten gewesen zu sein — Greifenhahn glaubte jetzt an der Quelle der Wahrheit zu sitzen, wenn er sich neben den Barbier setzte, um ihn auszuhorchen. Da

kam er an den Rechten. Die Neugier des Kellerpachters hinsichtlich der fremden Gäste (von dem intimern Verhältniß, in welchem Strichelius zu denselben stand, hatte er natürlich keine Ahnung) beschränkte sich bloß auf die Frage, an welchem Uebel der Herr Gesandte wohl leide, um der Hilfe des Strichelius benöthigt zu sein. Er hatte im Geiste alle Maladien vorüberziehen lassen und kam immer wieder auf Vollblütigkeit, Aderlaß und Schröpfköpfe oder höchstens auf eine Zahnoperation zurück.

„Laßt nur,“ wehrte Greifenhahn, als Strichelius in die Weste griff, um sein Glas zu bezahlen, „ich nehme heute nichts; Ihr trinkt noch eins, Auguste, ein frisches — 's ist eben angesteckt — also wie viel Kannen Blut habt Ihr denn Seiner Herrlichkeit abgelassen? Ich glaube, 's liegt am Biere im Wallfische, der Sperling (so hieß der Wallfischwirth) sollte sich schämen. Solch Gesöff einer hinterasiatischen Exzellenz vorzusetzen, die bloß an Mandelmilch gewöhnt ist. Ein Frosch kann sich in diesem Gesöff verstecken. Er soll mein Bergedorfer versuchen, hell wie Gold, macht weder Wallung noch Blähungen. Könnt Ihr Seine Exzellenz denn nicht einmal veranlassen, auf dem Keller einzusprechen, es sollte Euer Schade nicht sein. Ich bin kein Sperling. Ihr versteht

mich. Wer die Gesandtschaft im Wallfisch rekommandirt, kann's an jenem Tage nicht verantworten. Das Blut kam wohl recht dick?"

Strichelius machte ein sehr metaphysisches Gesicht, murmelte einige Worte in den Bart, die Greifenhahn nicht verstand, wie sehr er das Ohr spitzte. Seine Neubegier ward dadurch nur noch habgieriger.

„Ihr murmeltet etwas, das ich nicht verstanden hab', verehrter Herr Strichelius."

Der Barbier hielt das zweite Glas Bier prüfend gegen das Licht und begann als Kenner zu schlürfen.

Das Interesse, welches Strichelius für das Bier zeigte, überwog doch noch Greifenhahn's Interesse vonwegen der Gesandtschaft und er frug nicht ohne Wirthsgenugthuung: „Nicht wahr, ein Bierchen, das sich gewaschen hat?"

„An Waschen," meinte Strichelius, „werdet Ihr es wohl nicht haben fehlen lassen; ich habe Bergedorfer im Bäre getrunken, das war dunkler und stärker."

Greifenhahn vertheidigte jetzt mit Feuereifer die Güte seines Lagerbieres. An die Gesandtschaft dachte er weniger.

„Gleichwohl," sagte Strichelius, „werde ich Seiner

Exzellenz Herrn Mirza ben Hafiz von diesem Biere in Kenntniß setzen; seine Leichtigkeit empfiehlt sich südlichen Konstitutionen."

Der Barbier hatte mit Absicht die Aufmerksamkeit des Kellerpachters wieder auf die fremden Gäste gelenkt.

„Thut das, verehrter Herr Strichelius; und wie wär's denn, nächsten Sonntag ein Brätchen, würde es Madame Strichelius zurückweisen?"

„Thut, was Ihr nicht lassen könnt," erwiederte der Andere, „Madame Strichelius wird Eure Aufmerksamkeit zu würdigen wissen."

Die Blicke des Kellerpachters fielen jetzt auf den Ring, welchen Strichelius bereits wiederholt in passende Beleuchtung gestellt, ohne daß ihn Greifenhahn in seinem Heißhunger nach hinterasiatischen Aufschlüssen wäre gewahr worden.

„Ich bitt' Euch um alles in der Welt, wohl gar ein Geschenk von hoher Hand?"

„Woher anders," sprach Strichelius ruhig.

„Donnerwetter müßt Ihr einen Stein im Brete haben. Wohl gar eine Operation; denn ein paar Blutegel und Schröpfköpfe werfen so was nicht ab."

„Operation?" sprach Strichelius und sah Grei-

fenhahnen mit einem langen, sehr ernsten und durchbohrenden Blicke an, „und was für eine!"

Die ganze Seele des Kellerpachters retirirte sich jetzt auf sein linkes Trommelfell (das rechte hatte er als Artillerist infolge eines Artilleriemanövers verloren), um über eine Operation, welche einen so kostbaren Ring abgeworfen, das Nähere zu erfahren.

Es erfolgte wieder eine lange Pause, denn Strichelius liebte bei so wichtigen Enthüllungen die Ueberstürzung nicht. Mit verhaltenem Athem saß Greifenhahn da und hielt ununterbrochen sein Trommelfellohr hin, in der Hoffnung, daß der Strichelius einige Atzung eintröpfle. Plötzlich sah sich der Barbier mißtrauisch um, ob er vielleicht belauscht würde, neigte sich rasch zu dem lauernden Ohre Greifenhahn's und, die Hand an den Mund haltend, damit ja keine Silbe der Außenwelt verrathen werde, sagte er gedämpft: „Seine Exzellenz wünschen, daß die Operation Geheimniß bleibe."

Jetzt hatte Strichelius den Greifenhahn auf dem Punkte, wo er ihn hinhaben wollte. Der Kellerpachter faßte verständnißinnig den Barbier sanft am Arme.

„Edler Freund und Gönner," sprach er, „wir gehen hinauf auf meine abgelegenen Zimmer, wo

wir vor unbefugter Neugier hinlänglich gesichert sind, laßt das Bier stehen, wir kosten einen Markobrunner, Strichelius, einen Markobrunner, mehr sag' ich nicht" —

Strichelius, der ein gut Glas Wein zu würdigen wußte, noch mehr aber Behagen fand, Neugierige in den April zu schicken und ihnen Nasen aufzuheften, sagte: „Aber einen Vierunddreißiger!"

„Versteht sich, einen Vierunddreißiger," drängte Greifenhahn und hatte nichts angelegentlicher zu thun, als den kostbaren Fund, den er in dem Barbier gemacht hatte, auf sein Zimmer in Sicherheit zu bringen. Es währte daher nicht lange und die Beiden saßen im obern Geschoß des Rathhauses im Allerheiligsten des Kellerpachters. Der Markobrunner duftete in grünen Gläsern. Strichelius hatte sich etwas Brot und Kümmel geben lassen, um seiner Zunge die erforderliche Appretur zu verleihen und den Wein mit Verstand zu prüfen. Er war so in das Weingeschäft vertieft, daß er ganz vergessen zu haben schien, weßhalb ihn Greifenhahn eigentlich heraufzitirt. Letzterer saß auf Kohlen. Wie wohlthuend es sein linkes Trommelfell berührte, wenn Sachverständige seinem Weine Gerechtigkeit widerfahren ließen, so blieb er doch dießmal beim Weinlobe vonseiten des Strichelius auffallend theilnahmlos, weil ihn die Operation des hin=

terasiatischen Gesandten, zumal dieser die Welt darüber in Unkenntniß zu lassen wünschte, in die höchste Affektion genommen hatte. Strichelius, dem der fibrirend neugierige Zustand des Kellerwirths nicht entging, konnte darum nicht satt werden, die Qualität dieses Vierunddreißigers zu rühmen.

„Ein schmuckes Weinchen — wie theuer kommt Euch der Eimer?“

Nachdem Greifenhahn, der auf ganz anderes brannte, oberflächlich Auskunft gegeben, fuhr Strichelius fort: „Greifenhahn, schenkt mir reinen Wein ein, diesen Jahrgang habt Ihr nicht unter neunzig Gulden, Greifenhahn, lügt Euch nicht in Beutel! Ihr macht mir nichts weiß, diesen Jahrgang habt Ihr nicht unter neunzig Gulden.“

Greifenhahn wollte verzweifeln; er schwor Stein und Bein für die Richtigkeit seiner Angabe. Half alles nichts; Strichelius verharrte in seiner Ungläubigkeit und verblieb bei seinem stereotypen Satze: „Diesen Ausbruch habt Ihr nicht unter neunzig Gulden.“

Nachdem sich Greifenhahn in seiner Ungeduld auf dem Rohrstuhle fast seine Hosen durchgerutscht, ging Strichelius auf die Weinkultur und Weinpflege im Allgemeinen über.

„Man glaubt nicht,“ sprach er, „wie viele Dinge

dazu gehören, wie glückliche Zufälle sich die Hand reichen müssen, um einen Wein hervorzubringen, wie zum Beispiel diesen Sorgenbrecher hier. Bereits im Herbste ist es von höchster Wichtigkeit, daß das Holz reif wird; unter Reifwerden des Holzes versteht der Weinbauer, daß die grünen Reben vollkommen braun werden. Wird alsdann der Stock gelegt und nur einigermaßen geschützt, kann er schon einen respektablen Winter vertragen, namentlich wenn an Schnee kein Mangel. Dann ist es nicht immer gut, wenn die Augen im Frühjahr zu zeitig herauskommen, weil in der Regel noch Fröste im Hintergrunde, die sehr großen Schaden anrichten. Die spätern Fröste, worunter die ominösen Herren Servatius und Pankratius, welche man auch Weinmörder benannt hat, haben es bereits mit dem ersten zarten Blatt- und Traubenansatz zu thun. Greifenhahn, Ihr habt wohl noch nie darüber nachgedacht, welches wohl die natürliche Ursache sein mag, wodurch die ersten Maiwochen so auskälten und die darum obigen Kalendertagen so gefährlich werden?"

„Aber, bester Herr Strichelius —"

„Man hat unterschiedliche Hypothesen aufgestellt, um diese Erscheinung zu erklären, doch bezweifle ich, ob man den wahren Grund gefunden hat."

„Ihr wolltet ja so freundlich sein vonwegen der Operation —"

Als ob diese Worte Greifenhahn's gar nicht an ihn gerichtet gewesen, fuhr Strichelius in seiner Geschichte der Weinkultur fort:

„Der Medardus, welcher den achten Juni fällt, wird auch unter die Weinmörder gerechnet. Hier soll es aber weniger frieren, sondern nicht regnen, und das hat sein Grund darin —"

„Strichelius!"

„Hat seinen Grund darin, weil Medardus in die Weinblüte fällt. Da soll es überhaupt nicht anhaltend regnen."

„Ein vorübergehender Gewitterregen schadet nicht."

„Wenn jedoch die Weinblüten durch zu anhaltende Nässe verhindert werden, ihre grünen Mützchen abzuwerfen, so kann aus der Blüte wie aus einer spätern Frucht nichts werden. Irrthümlich glaubt das unverständige Volk, es solle am Medardustage nicht frieren, nein, nicht regnen soll es und zwar nicht anhaltend regnen aus den soeben angeführten Gründen."

„Ich bitt' Euch, Strichelius!"

„Daher auch der alte Spruch:

‚Ist Medardus naß,
Nimmt der Wein ab bis ins Faß,

Ist Medardus Sonnenschein,
Wird der Wein gesegnet sein.'

Habt Ihr einmal Weinblüte gerochen, Greifenhahn?"

„Zum Teufel, nein!"

„Es ist der feinste Arom, der sich denken läßt. Verpaßt darum dießmal die Weinblüte nicht und steckt mal Euern Riecher in den Duft. Ihr werdet mir's Dank wissen, Greifenhahn."

„Dem Satan Dank wissen," murmelte der Kellerpachter.

„Aber eine schöne Maiennacht müßt Ihr dazu auswählen. Da duftet die Blüte am stärksten. Hat endlich der Wein abgeblüht, was in unsern Weinbergen gegen Johanni der Fall zu sein pflegt, so" —

Greifenhahn, der von der Weinblüte bis zum Reifwerden und Keltern in eine entsetzliche Perspektive sah, vermochte es nicht länger auszuhalten. Er packte des Barbiers Arm und schüttelte denselben so konvulsivisch, daß der Weinhistoriker merkte, länger dürfe er die Erwartung Greifenhahn's nicht auf die Folter spannen, wolle er denselben, bei dessen sanguinischem Temperamente, nicht in den Zustand der Raserei versetzen.

„Aha, die Operation, richtig," sprach Striche-

lius, „die hätt' ich über meiner Weinvorlesung bald ganz vergessen."

Bei dem Worte Operation war Greifenhahn wieder vollkommen Ohr.

„Der Himmel sei gepriesen," dachte er, „daß der Kerl endlich Raison annimmt." Er hielt jetzt umso aufmerksamer sein noch ganzes Trommelfell dem Barbier hin.

„Aber, Greifenhahn, so Ein Wort" —

Greifenhahn streckte zehn Finger in die Höhe und that seiner eiteln Neugier zu Gefallen einen so lästerlichen Schwur, daß ihm selbst Strichelius das Unpassende eines solchen Verfahrens zu Gemüthe hielt. Aber Greifenhahn, um seine Verschwiegenheit außer allen Zweifel zu stellen, ließ sich nicht stören und fuhr noch eine ganze Weile in seinen Schwüren und Betheuerungen fort.

„Greifenhahn," begann endlich Strichelius, „eine Operation war's, bei der alle Haare auf dem Kopfe, soviel ein Mensch von diesem Artikel überhaupt besitzt, in die Höhe steigen."

Die Phantasie des lauschenden Greifenhahn ward durch diesen Eingang nicht wenig allarmirt. Strichelius fuhr fort: „Mir schaudert selber die Haut, wenn ich zurückdenke."

Da nach diesen Worten der Barbier eine abermalige Pause eintreten ließ, erkundigte sich endlich der Kellerpachter:

„An welchem Theile des gesandtschaftlichen Leibes habt Ihr denn herumgeschnitten?"

„Am Kopfe!"

„O weh, am Kopfe, an einem so gefährlichen Theile des menschlichen Körpers. Gewiß eine Zahnfistel?"

„Schlimmer!"

„Ein Nasenpolype?"

„Schlimmer!"

„Doch nicht Krebs?"

„Schlimmer!"

„Weichselzopf?"

„Schlimmer!"

„Doch nicht gar Trepanation?"

„Schlimmer!"

„Noch schlimmer? Jetzt, Strichelius, ist meine Weisheit zu Ende."

Der Barbier steckte jetzt ein ganz eigenthümliches Gesicht auf, wie sich Greifenhahn nie entsann, wahrgenommen zu haben. Sein Inneres sagte ihm daher, daß hinter diesem merkwürdigen Antlitze etwas entsetzliches verborgen sei. Strichelius nahte

sich mit seinem Munde dem noch brauchbaren Trommelfelle und sprach die verhängnißvollen Worte: „Der ganze Kopf stand falsch."

Das Erstaunen des Zuhörers erreichte den höchsten Grad. Entsetzen gesellte sich hinzu.

„Wie so denn falsch?" stammelte Greifenhahn in der Angst, das Schrecklichste zu vernehmen.

„Verkehrt!"

Greifenhahn, der sich in seiner Alteration keinen rechten Begriff vom einem verkehrtstehenden Kopfe machen konnte, erkundigte sich daher von neuem: „Wie denn, verkehrt?"

Strichelius nickte unheimlich: „Mit dem Gesichte — mit Respekt zu sagen — nach hinten."

Der Kellerpachter schlug die Hände über dem Kopfe zusammen.

„Wie war denn der Unglückliche zu diesem entsetzlichen Malheur gekommen?"

„In einem Kriege mit einem wilden Nachbarvolke war Seine Exzellenz dazu gekommen, wo noch die barbarische Sitte herrscht, den Gefangenen den Hals umzudrehen, das Gesicht in Nacken. Das kann nun der Hundertste nicht vertragen und geht zu Grunde. Unser Gesandte hatte es aber vertragen, war glücklich davongekommen, aber das Gesicht verblieb

in der unglücklichen Stellung und schaute beständig rückwärts statt vorwärts."

„Gräßlich, gräßlich," sprach Greifenhahn mit gefalteten Händen, „da wußte ja der Unglückliche vorne nicht, was er hinten aß."

„Bedenkt, welche Lage," fuhr Strichelius fort, „Ihr werdet jetzt auch den Grund einsehn, warum sich Mirza ben Hafiz in den ersten Tagen seiner Ankunft vor niemand sehen ließ."

„Und Ihr seid der Glückliche, der den durchlauchtigsten Kopf wieder nach vorne gerichtet?"

„So ist es," nickte Strichelius nicht ohne Selbstgefühl.

„Hab ich's doch immer gesagt," versetzte Greifenhahn, „der Strichelius, hab' ich gesagt, ist ein Mann, der zehn Doktoren zu rathen aufgibt. Wer weiß, ob Rattenspazer sich an diese Operation gewagt?"

„Wo das Vertrauen zu einem Arzte fehlt, guter Greifenhahn, da vermag alle Kunst nichts. Mirza ben Hafiz hatte einmal das Vertrauen zu mir, da ging's auch. Aber es war eine verzweifelte Arbeit. Wenn ich den Kopf manchmal herum hatte und mich darob freute, eh' ich mir's versah, saß er wieder hinten. Erst nach Durchschneidung einiger Halsmuskeln und Sehnen gelang mir's endlich, ihn dauernd für

die Hauptfronte zu gewinnen. Doch muß sich der Patient noch immer sehr in Acht nehmen. Bei einiger Unaufmerksamkeit schnappt der Halswirbel über, und wir haben die alte Bescherung."

„Ich wär' des lebendigen Todes," gestand der Kellerpachter, „wenn so was in meiner Gegenwart passirte."

„Es ist ein entsetzlicher Anblick."

„Glaub' es; aber wie wußte denn der Herr Gesandte in Hinterasien von Eurer stupenden Geschicklichkeit?"

„Es gehörte weniger Geschicklichkeit als Courage zu der Operation. Mirza ben Hafiz ist ganz Asien und halb Europa durchgereist: hat Hunderte von Aerzten konsultirt, keiner hatte den Muth. Er fragte von Stadt zu Stadt, allerorts vergeblich. So kam er nach Kirchberg und schickte nach mir."

„Und Ihr unternahmt, was hundert Aerzten als eine Unmöglichkeit erschienen?"

„Der Erfolg hat meinen Muth gekrönt. Dem Muthigen gehört die Welt, wie das Sprüchwort besagt."

„Das muß ich gestehen," versetzte der Kellerwirth, der sich von seinem Erstaunen noch immer nicht erholen konnte, „ich hab' Euch viel zugetraut,

aber einen verdrehten Kopf wieder zurechtzusetzen, das will was."

„Denk's auch!"

„Also einen anderen Zweck als die Rektifikation des verkehrten Kopfes hatte die Gesandtschaft nicht?"

„Ein anderer ist mir nicht bekannt."

„Da wird sie wohl bald wieder aufbrechen und nach Asien zurückkehren, da der Kopf in Ordnung?"

„Wohl möglich."

„Und Euer Schade wird's auch nicht sein."

„Hoff' es."

„Das zeigt schon der Ring. Laßt mich ihn einmal genauer beschauen."

Strichelius hielt nachlässig die Hand hin.

„Glücklicher Doktor, durch ein bloßes Kopfumdrehen einen solchen Schatz zu erwerben."

„Aber, Greifenhahn, so Ein Wort über Eure Lippen, ich glaube, Mirza ben Hafiz ließe Euch wegfangen und lebendigen Leibes schinden."

„Ich habe ja geschworen. Aber sehen möcht' ich den gestrengen Herrn gern einmal. Könnt Ihr ihn denn nicht einmal auf den Keller bringen, wenn er auch nicht 's Große verzehrt, 's ist mir um die Ehre."

„Mirza ben Hafiz liebt nicht große Gesellschaften."

„Er könnte ja kommen, wenn keine Gäste da sind. Ich würde es schon bekannt machen, daß Seine Herrlichkeit meine Lokalitäten in Augenschein genommen. Vielleicht sind Seine Herrlichkeit Kunst- und Bilderfreund. Ich habe wieder eine ganz neue Gallerie angeschafft. Seht Euch nur um."

Die Worte: „Seht Euch nur um," erinnerten den Strichelius, daß es Zeit sei, zu seinem Freunde Hornickel zurückzukehren, um den letzten Paragraph der alten Satzungen von Tauharawi zu erwünschter Erledigung zu bringen. Er trank daher das letzte Glas aus, machte die Nagelprobe und versprach, die Besichtigung der neuangelangten Bilder sich für ein anderesmal vorzubehalten.

Nachdem Greifenhahn nochmals heilige Verschwiegenheit gelobt, und Strichelius ihm versprochen, den fremden Gesandten einmal auf den Keller zu bringen, verabschiedete er sich, und kehrte zu Hornickel'n zurück.

Hier eroberte der unermüdliche Diplomat, obschon nach abermaligem ziemlich harten Kampfe, das letzte Bollwerk, welches Hornickel'n den Weg zum Thron versperrte. Nachdem der Wucherer schriftlich sich verbindlich gemacht, binnen drei Tagen der Witwe Friedberg das unterschlagene Vermögen zurückzuerstat-

ten und die benöthigten Summen für das fernere Studium Ehregott's auszuzahlen, sowie die Zukunft des armen Fischel sicherzustellen, kam endlich der berühmte Vertrag zustande. Zugleich wurden Tag und Stunde festgesetzt, wo die hinterasiatische Gesandtschaft die Ratte in Augenschein nehmen und ihre Huldigung darbringen sollte.

## Drittes Kapitel.

Die beiden Töchter Arnheim's, Marianne und Josephine, waren aus der Vormittagpredigt zurückgekehrt und unterhielten sich weniger über den geistlichen Vortrag, als über die Toiletten der Nachbarschaft.

„Hast Du den geschmacklosen Hutbesatz von Kriegsraths Paulinen gesehen," frug Marianne, „grün und gelb, à la Vitzliputzli. Diese Närrin wird im Leben keinen Geschmack lernen, und wie trägt sie den Kopf, Gott behüte, wenn sie doch lieber an die Schulden ihres Herrn Papa dächte. Sogar die Dienstmädchen sollen über rückständigen Lohn klagen."

„Und Frau von Vollheim that ja auch erschrecklich wichtig mit ihrem neuen Armband," sprach Josephine, „lieber Himmel, man hat andere Armbänder

gesehen. Auch mag ich nicht untersuchen, ob die Steine echt sind."

„Ist Dir die Spitzenmantille der Mamsel Lindner nicht aufgefallen?" fuhr Marianne fort. „Es ist doch was schönes, wenn man einen Baron zum Anbeter hat."

Auf diese und ähnliche Weise wurde ein großer Theil der Kirchennachbarschaft durchgemustert, daß es den Anschein gewann, als wäre das Schwesternpaar nur in der Kirche gewesen, um Toilettenkritiken anzustellen.

„Wo nur Marie bleibt," frug ungeduldig aufstehend Josephine, „sie könnte sogut zu Hause sein wie wir. Sie soll mir ein Band aufnähen."

„Die lernt sich auch im Leben nicht benehmen," sprach Marianne, „hier heißt es recht, liebe Einfalt vom Lande. Ich begreife gar nicht, wie sich die Herren mit dem simpeln Dinge unterhalten und ihr gar Schmeicheleien sagen können. Ich kann mich nicht entsinnen, auch nur Eine geistreiche Antwort von ihr vernommen zu haben."

„Schmeicheleien," meinte Josephine, „scheint sie gar nicht zu verstehen. Sie bleibt ganz gleichgiltig dabei."

„Sie paßt zum neuen Herrn Hauslehrer," lachte Marianne, „ein solcher hölzerner Tropf ist mir unter

jungen Männern auch noch nicht vorgekommen. Glaubst Du, daß er mir noch nicht eine einzige Schönheit gesagt hat?"

„Denkst Du denn, er hat mir eine gesagt?" erwiederte Josephine. „Aber jetzt wird mir's außerm Spaße, wo das Mädchen bleibt. Ich glaube, die ist auf die Wachtparade gegangen oder gibt ein Rendezvous."

„Letzteres wohl kaum," lachte Marianne.

„Lerne mich die Menschen nicht kennen, stille Wasser sind tief."

Während sich das Schwesternpaar auf diese Art unterhielt, trat Marie, das Gesangbuch in der Hand, sittig ins Zimmer.

Da das höfliche S i e der ersten Tage, auf ausdrücklichen Wunsch der Frau Mutter, mit dem einfachen Du vertauscht worden war, rief Josephine sogleich: „Aber, Mädchen, wo bleibst Du, wo bist Du so lang gewesen?"

Marie schaute verwundert auf: „Ich komme aus der Kirche."

„Aus der Kirche, welche Unwahrheit, die Kirche ist ja längst aus. Wir sind fast eine halbe Stunde zu Hause."

„Der Gottesdienst war aber soeben erst zu Ende," sprach Marie.

„Lüge nicht," rief heftig Josephine.

Marie erröthete.

„Sieh', wie sie roth wird," fuhr Josephine fort, „also wo bist Du gewesen?"

„Ich sagte die Wahrheit!"

Jetzt sprang Marianne auf, drehte sich auf den Absätzen wiederholt um sich selbst, schlug die Hände zusammen, und wollte sich todtlachen.

„Ich hab's," rief sie, „sie hat gewiß in ihrer Einfalt das letzte Lied mitgesungen."

„Ja, das hab' ich mitgesungen."

„Da haben wir's, o sancta simplicitas, weißt Du denn nicht, daß ein anständiges Publikum unmittelbar nach der Predigt die Kirche verläßt? Nur der Janhagel und alte Weiber bleiben bis zuguterletzt sitzen."

„Mir ward es in meiner Heimat so gelehrt," entschuldigte sich Marie, „daß man in der Kirche verbleibe, bis der Gottesdienst zu Ende."

„Das mag auf Eurem einfältigen Dorfe der Fall gewesen sein," versetzte Josephine, „in der gebildeten Residenz hat man längst die Langweiligkeit dieser beständigen Singerei eingesehen. Du mußt

Dich interessant ausgenommen haben unter lauter alten Betschwestern. Apropos," fuhr sie fort, „wie hat Dir denn die Predigt gefallen, nicht wahr, das ist ein anderer Kanzelredner als Euer altväterischer Pastor in der Dorfkirche? Welch geistreicher Vortrag!"

„Ja, die Worte waren recht schön," erwiederte Marie, „aber sie schienen dem Herrn Pfarrer nicht recht aus dem Herzen zu kommen."

„Herzen kommen" — spottete Josephine, „was dieß für einfältige Ausdrücke sind. Der Herr Doktor weiß, daß ein großer Theil seines Publikums den gebildeten Ständen angehört, hier würde er sich mit einfacher Herzrührung nur lächerlich machen; ein solches Publikum verlangt geistreiche, nahrhafte Speise. Was hast Du sonst auszusetzen? Welch schönes Organ, welche stattliche Haltung. Das wirst Du doch gefunden haben?"

„O ja," versetzte Marie.

„Er hat Dir wohl nicht fromm genug gepredigt?" warf Marianne dazwischen.

Marie schwieg.

„Ja, gutes Kind," belehrte Josephine, „pietistische Predigten suchst Du hier vergebens. Die Sonne der Vernunft ist zu hoch am Himmel des Jahrhunderts heraufgestiegen. Die Nebel des frommen Aber-

glaubens sind geschwunden. Immer mehr tritt die geistreiche Kritik siegend auf gegen veraltete Satzungen."

„Aber aus solchen bloßen Verstandespredigten," wagte Marie schüchtern einzuwenden, „kann das christliche Gemüth doch keinen rechten Trost schöpfen."

„Geht man denn heutzutage in die Kirche, um Trost zu schöpfen?" frug Josephine, „was das für beschränkte spießbürgerliche Ansichten sind. Man geht in die Kirche, weil es die Stellung, der Anstand, die Sitte mit sich bringen, und damit man dem gemeinen Manne den Verdacht benimmt, als sei man eine schlechte Christin. Einen andern Zweck hat das oft sehr langweilige Kirchengehen in unserm aufgeklärten Zeitalter bei dem Gebildeten nicht. Einem gebildeten Publikum können die Schwarzröcke auch nichts neues mehr lehren oder gar etwas weißmachen, was der Vernunft zuwider. Was gäbe es im Christenthum auch noch zu lernen? Sind zum Beispiel ich und meine Schwester nicht ganz gute Christinnen? Thun wir Böses? Wandeln wir nicht auf dem Wege des Anstands und der Sitte? Geben wir nicht den Armen? Was kann der Geistliche mehr verlangen? Und leben wir bei dieser Philosophie nicht zufrieden? Ja, Philosophinnen sind wir, Ra-

tionalistinnen auf kirchlichem Gebiete, die sich von keinem Pfaffen mehr ein X für ein U weißmachen lassen. Du einfältiges Mädchen glaubst wohl gar noch an die Wunder?"

Marie erschrak fast bei dieser Frage.

„Wie soll ich nicht," frug sie schüchtern, „lehrt sie doch die heilige Schrift?"

„Gutes Kind, die Bibel lehrt manches," fuhr die Philosophin Josephine fort, „was heutzutage allen Glauben verloren hat."

„Du glaubst also wirklich," frug Marianne, die auf ähnlichem rationellen Zeitbewußtsein wie ihre Schwester stand, „daß z. B. der Herr Elias, wie er leibte und lebte, zum Himmel aufgehoben ward?"

Marie begriff gar nicht, wie man eine Thatsache, die ihr ganzes Leben so unbezweifelt und heilig dagestanden, nicht glauben solle. Sie antwortete daher mit frommer Zuversicht: „Ja, ich glaube, daß dieser große Prophet aufgestiegen ist zu unser aller Vater."

Die aufgeklärten Schwestern sahen einander mit Blicken an, welche deutlich sagten: „Das einfältige Ding, wie bemitleidenswerth ist es, welch beschränkte Erziehung, keine Spur von Aufklärung, wie sie von der heutigen Bildung einigermaßen verlangt wird."

Josephine, welche gern die Lehrmeisterin machte, fühlte sich vor allem berufen, die Marie aus ihrer geistigen Nacht zum höhern Lichte emporzuheben.

„Liebes Kind," frug sie, „hast Du nie etwas von dem Gravitationsgesetze oder der Attraktionskraft gehört?"

Marie schüttelte den Kopf.

„Nun sieh'," fuhr die Lehrmeisterin fort, „bereits seit dem großen Newton weiß die Wissenschaft, daß die größere Masse die kleinere anzieht; darum zieht auch der Erdkörper alle kleinern Körper an. Sie fallen alle dem Erdschwerpunkte zu. Sieh', jetzt laß' ich meinen Fingerhut fallen, der steigt nicht in die Höhe, sondern nähert sich mit gewisser, immer größer werdenden Schnelligkeit dem Erdboden. Warum? Weil er infolge der Attraktionskraft von der Erde angezogen wird. Hast Du das verstanden?"

Als Marie bejahend das Haupt neigte, fuhr die Dozentin fort: „Infolge dieses Gesetzes nun, welches seit Erschaffung der Welt gilt, wie ist es möglich, daß sich jemand, diesem Gesetze zuwider, aufschwingen kann, wie die Bibel vom Elias lehrt? Ich frage Dich, wie ist das möglich?"

Marie, nachdem sie die Attraktionskraft anerkannt, wußte nicht gleich, was sie erwiedern sollte, als wie

ein Donner des Gerichtes die Worte durch das Gemach rollten: „Weil es Gottes Wille war, war es möglich.“ Erschrocken schauten alle drei Frauenzimmer, von wannen diese Stimme kam, und Ehregott Friedberg stand, feierlichen Ernst auf dem edeln Antlitz, am Eingange des Zimmers. Er, der sonst sanfte und schüchterne Jüngling ward stets ein ganz anderer, sobald es galt, das heilige Reich des Herrn, das sein ganzes Wesen erfüllte, zu vertheidigen. Ihm, der so demüthig und rücksichtvoll, galt da kein Ansehen der Person. Seine in der Regel etwas vernachlässigte und nicht imponirende Haltung erhob sich stattlich und frei, seine Stimme ward kräftiger und sonorer und seine Blicke leuchteten begeistert von der heiligen Wahrheit, die in seinem Innern flammte. Die erschrockenen Schwestern erkannten den zeither wegen seiner geringen Welttournüre nur wenig geachteten neuen Hauslehrer fast nicht wieder.

Er schritt festen Schrittes bis in die Mitte des Zimmers, und schaute ernst zu dem Schwesternpaare auf.

„Es ist nicht recht, Jemanden in seinem Glauben irre zu machen, ohne daß man im Stande ist, ihm etwas Besseres dafür zu geben; und Sie, meine

Damen, wie ich gezwungen ward zu vernehmen, sind es gerade am wenigsten."

„Lassen Sie sich, mein Fräulein," sprach er mit sanfterer Stimme zu Marien gewendet, „in Ihrem heiligen Glauben durch die Belesenheit dieser Dame (er zeigte auf Josephine) nicht beirren. Denselben heiligen Glauben theilte jener große Mann, welchen das gelehrte Fräulein zu zitiren beliebte, Isaak Newton, welchem die Gesetze der Gravitation und der Attraktionskraft vielleicht noch etwas näher bekannt gewesen sein dürften, als dem gelehrten Fräulein."

Josephine, die Philosophin, war mehr todt als lebendig.

War der Hauslehrer wahnsinnig geworden, mit der ältesten Tochter des Hauses also zu sprechen?

„Im Auftrage Ihres Herrn Vaters," fuhr Ehregott, in den gewöhnlichen höflichen Ton zurückfallend und zu den Schwestern gewendet, fort, „soll ich die Meldung machen, daß Graf Alphons sich für heut Abend hat anmelden lassen und daß Sie in Abwesenheit der Frau Mutter Sorge tragen möchten, sämmtliche Zimmer in den erforderlichen Stand zu setzen."

Nach diesen Worten verneigte sich Ehregott höflich vor Josephine und Marianne, noch tiefer vor Marien und verließ das Gemach.

Marianne, welche sich von ihrem Schreck zuerst erholte, war entschieden der Ansicht, daß es im Kopfe des Kandidaten nicht ganz richtig sein müsse, während die Philosophin Josephine, die sich auf das entsetzlichste beleidigt fühlte, gar nicht recht zum Bewußtsein kommen konnte. Indeß drängte der Gedanke an den reichen, schönen und liebenswürdigen Grafen Alphons die gehabte Alteration mit dem armseligen Kandidaten bald in den Hintergrund.

Die Auszeichnung, daß der Löwe des Tages sich habe anmelden lassen, nach welcher die stolze Familie Arnheim schon immer vergebens gestrebt, war hinreichend das ganze Wesen des Schwesternpaares so ungetheilt in Anspruch zu nehmen, daß man sich nicht einmal die Mühe gab, die erlebte Strafszene einer nähern Prüfung zu unterwerfen. Auch die Belehrung Mariens, um sie aus der Nacht des Irrthums auf die Sonnenhöhe der Aufklärung zu heben, ließ man auf sich beruhen. Ob Marie an eine Himmelfahrt glaube oder nicht, war jetzt den Schwestern ganz gleichgiltig. Weit mehr beschäftigte sie die Sorge um das Arrangement für eine sofort zu veranstaltende Soirée, zumal da die Mutter verreist war, und, was die Hauptsache, um die zu wählende Toilette für den heutigen hochwichtigen Abend.

Marie selbst wußte nicht, wie ihr geschehen. Die Erscheinung des jungen Gottesgelehrten, den sie bisher nur flüchtig auf einige Augenblicke gesehen, der Ernst seiner Rede, die Wahrheit, die so überzeugend aus seinen Worten sprach, hatte einen so außerordentlichen Eindruck auf das fromme Gemüth hervorgebracht, daß Marie eine Zeitlang wie träumend dastand und erst durch den Allarm, in welchem sich das Schwesternpaar alsbald gefiel, aufgeschreckt wurde. Sie überkam sofort so viel häusliche Aufträge, daß ihr keine Zeit blieb, über die erlebte Szene ungestört nachzudenken; aber Ehregott's gottbegeisterte Erscheinung stand fort und fort lebhaft vor ihrer Seele und seine Worte: „Lassen Sie sich in Ihrem heiligen Glauben nicht beirren,“ klangen wie Himmelsgruß in ihrem Ohre wieder. Jetzt, fühlte sie, stand sie nicht mehr allein. Sie sehnte sich in ihr Kämmerlein, um recht ungestört über das Erlebte nachzudenken, und darum kam ihr die Soirée, die gewiß bis in die Nacht hinein währte, während sie nach Einsamkeit schmachtete, gar nicht recht. Der Graf Alphons, um den sich heut alles drehte, ließ sie vollkommen gleichgiltig.

Die außerordentlichsten Vorkehrungen wurden getroffen, damit die heutige Soirée so glänzend wie möglich ausfalle. Auch war keine Zeit zu verlieren,

um die Einladungen an die näher befreundeten Familien ergehen zu lassen. Das Schwesternpaar wußte daher kaum, wo ihm der Kopf stand. Desgleichen mußten ein paar schon vor längerer Zeit eingeübte brillante Pianofortestücke von neuem probirt werden, da die Geschwister Arnheim gern als Virtuosen glänzten, obschon ihr ganzes Spiel nur in ein paar mühselig eingeübten Kunststückmachereien bestand, die dem gewöhnlichen Publikum zwar imponirten, den Kenner aber vollkommen ruhig ließen. Es entstand Streit zwischen den Schwestern hinsichtlich der Wahl der Stücke. Eine jede wollte für sich die dankbarern Pieçen. Ein ähnlicher Streit entstand hinsichtlich der vorzutragenden Deklamationsstücke; denn auch auf diesem Felde bemühte man sich zu glänzen. Beide Schwestern waren für den heutigen Abend auf Schiller's Taucher versessen und keine wollte der andern diese Ballade abtreten. Endlich einigte man sich, daß Josephine den Taucher und Marianne den Monolog aus der Jungfrau von Orleans: ‚Lebt wohl ihr Berge, ihr geliebten Triften,' vortragen sollte.

Unter solchen Vorbereitungen war bereits der Nachmittag herbeigekommen, als Herr Arnheim sehr ungehalten in das Zimmer trat, eben als seine Töchter noch tief mit ihren Toiletten beschäftigt waren.

„Dieses Künstlervolk," begann er, „wird täglich unverschämter. Denkt, was mir soeben passirt ist."

Beide Fräuleins horchten hoch auf. Herr Arnheim fuhr fort: „Kaum daß ich heut morgen das Handbillet erhalten, worin uns der Graf Alphons die Ehre seiner Gegenwart für heut Abend anzeigt, als mir der glückliche Gedanke durch den Kopf fährt, daß der bekannte Violinspieler Steinberg sich seit einigen Tagen in unserer Stadt aufhält. Ich lasse ihn sofort auf eine Tasse Thee für heut Abend einladen, wobei ich den Wunsch unterlaufen lasse, daß es uns recht angenehm sein würde, wenn er sein bewundertes Instrument mitbringen wollte. Eben erhalt' ich seine Antwort, und wißt Ihr, was der malitiöse Musje schreibt?"

„Nun?" — frugen die Schwestern.

„Er dankt schönstens für die Einladung, da seine Geige keinen Thee trinke."

„Gemeiner Mensch!" rief Marianne.

„Elender Geiger!" sprach Josephine.

„Was sich solch ein Fiedler nur herausnimmt," fuhr der Vater fort, „der sich's zur Ehre anrechnen sollte, in einen Kreis, wie den unsern, gezogen zu werden."

Herr Arnheim erkundigte sich jetzt, ob alles für den Abend in Ordnung?

„Wir sind noch nicht zu Athem gekommen,“ versicherten die Töchter, „aber wie kurz der Termin war, wir werden mit Ehren bestehen. Der Herr Graf Alphons wird sich unseres Salons nicht zu schämen brauchen.“

„Mir wär' allerdings lieber gewesen,“ meinte der Bankier, „die ehrende Zuschrift des Herrn Grafen wäre etwas früher gekommen, ich hätte dann für einige Ueberraschungen Sorge getragen, die in der hiesigen Salonwelt gewiß Aufsehen erregt haben würden; auch daß die Mutter nicht anwesend, ist mir nicht recht. Sie versteht sich auf die Honneurs wie selten eine Dame unseres Standes, indeß hoffe ich, daß Du, Josephine, Deine Sachen machen wirst.“

„Unbesorgt, lieber Papa,“ sprach Josephine, „hab' ich doch bereits im vorigen Winter einer Soirée vorgestanden, und wenn die Schmeicheleien nur halb wahr sind, die man mir damals sagte, so“ —

„Haben denn die Geladenen angenommen?“ erkundigte sich der Bankier.

„Bis auf Thalheims, wo die Mutter plötzlich erkrankt ist, und auch auf Kommerzienraths, die morgen

früh verreisen sämmtlich. Es wird kein großer, aber gewählter Zirkel sein."

Ein Bedienter erschien jetzt und meldete, daß ein vornehmer Fremder den Herrn Bankier sofort zu sprechen wünsche. Arnheim verließ das Zimmer und die beiden Schönen wandten ihre ungetheilte Aufmerksamkeit wieder den Vorbereitungen zu ihrer Toilette zu, wobei sie beide nicht ermangelten, das dienende Personal in beständiger Bewegung zu erhalten.

„Aber," frug nach einiger Zeit Josephine. „Was fangen wir mit unserer Einfalt vom Lande heut Abend an? Als unsere Gesellschafterin können wir sie unmöglich einführen?"

„Sie ist Dienerin, und kann den Thee herumgeben," sprach Marianne.

„Aber da fällt mir noch ein," rief plötzlich Josephine und hätte fast das Armband, das sie zufällig in der Hand hielt, fallen lassen, „das Ungeheuer von heut Morgen, der verrückte Mensch, dieser Kandidat, wird doch nicht erscheinen, ich wäre ein Kind des Todes."

„Wir brauchen ja nur den Papa von dem Benehmen des Unverschämten in Kenntniß zu setzen."

Während die beiden Schwestern über diese An-

gelegenheit beriethen, kehrte der Bankier Arnheim in hoher Aufregung zurück.

„Kinder," rief er, und wehte sich mit einem Tuche Kühlung zu, so erhitzt war er, „welch neue Ehre für unser Haus, daß die Mutter grade jetzt verreist sein muß."

Die Aufmerksamkeit der Fräuleins erreichte den höchsten Grad.

„Denkt Euch, welch seltener Gast heut Abend noch erscheinen wird, ein Gast, sag' ich Euch, um den uns die höchsten Familien beneiden müßten."

„O bitte, wer ist's?" riefen beide Töchter aus einem Munde.

„Ein Lord von England!"

Mit diesem Ausrufe sank Arnheim ganz erschöpft in einen Lehnsessel.

„Ein Lord von England?" scholl es vonseiten der beiden Fräuleins, die nicht recht gehört zu haben glaubten, im Tone des höchsten freudigen Erstaunens.

„Und was für Wechsel —" fuhr der Bankier fort — „ein Prinz kann nicht glänzender dotirt sein."

„Wie heißt er denn?" riefen die Fräuleins, denen fast der Athem ausging.

„Lord Derby ist sein Name," fuhr der Vater

fort, „der allerhöchsten Aristokratie Englands angehörig. Und s e h e n müßt Ihr ihn, Mädchen, s e h e n, ein zweiter Apollo — allen Respekt vor dem stattlichen Aeußern des Herrn Grafen Alphons, aber gegen den jungen Lord, wenn ich ein Mädchen wäre, ich wüßte nicht: blonde Locken, blaue himmelvolle Augen, kurz ein wahrer Liebesgott, und unmenschlich reich."

Den hochaufhorchenden Mädchen klangen diese Worte ihres sonst nicht leicht zu exaltirenden Vaters wie aus schönerer Welt. Marianne war diejenige, welche sich zuerst und zwar insoweit von ihrem freudigen Erstaunen erholte, daß sie zu der Frage gelangen konnte, welcher Zweck wohl der des jungen schönen Lords in hiesiger Stadt sei?

„Amusement, nichts weiter, sich die Welt ansehn, vielleicht eine Frau zu suchen."

Diese letztern Worte des Herrn Papa waren vollends geeignet, das Interesse der beiden Fräuleins in Anspruch zu nehmen.

„Und unsere Soirée will Seine Lordschaft beehren," frug wieder Marianne, „wie hat sich denn das so rasch gemacht?"

„Weiß selbst nicht," gestand der glückliche Vater, „weiß selbst nicht, wo ich die Courage hernahm, den herrlichen jungen Briten zu ersuchen, uns die

Ehre zu geben; aber er hat so was gewinnendes und einnehmendes, daß man sich unwillkürlich zu ihm hingezogen fühlt und Vertrauen faßt."

Josephine hatte ob des englischen Lords, welcher ganz der Mann war, der Soirée einen ungeahnten Glanz zu verleihen, ihr Abenteuer mit dem Kandidaten Friedberg rein vergessen. Sie wurde von Mariannen noch zu rechter Zeit daran erinnert. Man theilte dem Vater die Behandlung, die man am Morgen vonseiten des neuen Hauslehrers erfahren hatte, in der Kürze mit und verband damit das Gesuch, daß Friedberg von der heutigen Soirée ausgeschlossen werde.

„Ich werde diesen Menschen morgen vornehmen und ihm tüchtig den Kopf zurechtsetzen," versprach der Bankier, nachdem er die Anklage seiner Töchter vernommen; „aber für heut Abend kann ich Euerm Wunsche unmöglich nachkommen. Ich habe mit Mühe und Noth ein kleines Streichquartett zusammengebracht, wo Friedberg die zweite Violine, deren er sehr sicher ist, übernehmen wird. Ich habe das Nöthige bereits mit ihm besprochen. Doch werde ich Sorge tragen, daß er sich unmittelbar nach dem Konzerte absentirt. Ich glaube auch nicht, daß dieser Mensch für die bessere Gesellschaft paßt, und bezweifle

darum, daß wir lange Zeit gute Freunde bleiben werden."

„O schicke ihn fort, sobald als möglich," bat Josephine, „lieber heut als morgen. Ich kann diesen Menschen nicht ertragen."

„Nur heut Abend bitt' ich Euch, macht gute Miene zum bösen Spiel. Es läßt sich einmal nicht ändern. Auch Lord Derby ist musikalisch und da darf das Quartettchen nicht fehlen."

Der neu angekündigte Gast gab Veranlassung, daß man wo möglich mit noch größerem Eifer ans Werk ging, um die heutige Abendgesellschaft so glänzend wie möglich auszustatten. Herr Arnheim selbst vernachlässigte Kontor und Geschäft und ging mit rüstig zur Hand, was er sonst nie zu thun pflegte.

Während aber die Familie Arnheim von nichts weiter sprach, als von dem englischen Lord, saß dieser, eine Zigarre rauchend, gemüthlich in einem abgelegenen Stübchen seines Hôtels, wohin er auf unbemerkbare Weise Ehregott Friedberg hatte bescheiden lassen.

Letzterer wollte vor Freude laut aufjubeln, als er seinen herrlichen Fidelis, denn niemand anders war der junge Lord Derby, der Arnheims so in Allarm gesetzt, wieder erkannte. Fidelis jedoch wünschte,

keinen Lärm zu machen, damit man nicht unnöthiges Aufsehn veranlasse.

„Ich habe," sprach er, „einzig und allein einen Abstecher hierher gemacht, um mich persönlich zu überzeugen, in welchem Fahrwasser Du Dich befindest, und ob es nicht besser, daß Du zu Deinen akademischen Studien zurückkehrst."

Friedberg schaute verwundert auf. Er schien zu fragen: „Bei meiner Mittellosigkeit, wie kann da von einem akademischen Weiterstudium die Rede sein?"

Fidelis schien die Gedanken seines Freundes zu errathen.

„Dann bin ich auch gekommen," fuhr er fort, „Dir die frohe Nachricht zu überbringen, daß Hornickel Deiner Mutter das gesammte unterschlagene Vermögen zurückerstattet hat."

Ehregott glaubte vor freudigem Schreck nicht recht gehört zu haben.

„Das ganze unterschlagene Vermögen?"

„Bis auf den Pfennig hat der Blutegel zurückgezahlt."

„Ach, Fidelis, treib' keinen Scherz."

„In solchen Dingen scherze ich nicht."

„Aber — Hornickel meiner Mutter ihr Vermögen zurückerstattet — ich fasse es nicht."

„Wir mußten allerdings einige Daumschrauben und Schröpfköpfe ansetzen, ehe er den Raub fahren ließ. Der Strichelius verstand den Kerl meisterhaft zu bearbeiten.“

Bei dem Namen Strichelius, der in Ehregott's Ohren nicht zum angenehmsten klang, vermochte er seine Verwunderung noch weniger zu verbergen.

Er frug: „Der Barbier — wie kommt der in die Sache?“

„Das sollst Du später erfahren,“ sprach Fidelis, „jetzt zur Hauptsache. Ich werde heut auf Eure Soirée kommen, wo Du uns was vorgeigen wirst — ist's nicht so?“

„Die zweite Violine, aber wenn Du zugegen, wird's manchen falschen Griff setzen.“

„Spiele, wie Du willst, unterm Hund meinetwegen, je schlechter, desto besser, aber der Satan soll Dich beim Kragen fassen, wenn Du durch eine Miene zu verstehen gibst, daß Du mich kennst.“

„Das wird mir recht schwer werden.“

„Gleichviel, der Mensch kann alles, was er ernstlich will. Mir ist vor allem daran gelegen, zu erfahren, wie sich dieses Geldvolk gegen eine so gute und wissenschaftliche Seele, wie Du eine bist, benimmt; und ob Arnheims überhaupt werth sind,

daß Du Dich mit dem verzogenen Schlingel, Deinem Eleven, länger als die bedungene Probezeit herumrackerst."

Bankier Arnheim als erfahrener Geschäftsmann hatte den Erzieher seines Sohnes nur auf eine bestimmte Zeit fest engagirt. Es sollte nach Ablauf derselben dem Prinzipal freistehen, Ehregott zu entlassen, während letzterer kontraktlich weit länger gebunden war.

„Schon diese Klausel empört mich an diesem Menschen," sprach Fidelis, „und wenn mir ein gegebenes Wort nicht heilig wäre, hätte ich Lust, Dich lieber gleich mitzunehmen und wieder in Deine Studentenkneipe auf der Universität zu sperren."

Friedberg, dem immer wieder der Gedanke an Hornickel's Rückerstattung des kleinen Vermögens durch den Kopf ging, konnte nicht umhin, von neuem auf dieses Kapitel zurückzukommen.

„Was sagte denn meine gute Mutter?"

„Die weiß noch gar nichts."

„O, so erlaube, daß ich sie sofort in Kenntniß setze!"

„Den Hals dreh' ich Dir um, so Du eine Feder anrührst. Du weißt, daß ich laut Programm einen notorischen Schurken durch ein siebenmaliges

Fegefeuer zu treiben habe. Ich habe mir als vollkommen würdiges Objekt hierzu diesen Hornickel ausgesucht, einen Kerl, der, was Schlechtigkeit anbelangt, nichts zu wünschen übrig läßt. Ich habe ihn bereits in der Kur, bei welcher mir Moritz und Strichelius als erfahrene Assistenzärzte zur Seite stehen: aber die Sache verlangt große Vorsicht, wollen wir nicht mit Philistern und Obrigkeiten in unangenehmen Konflikt gerathen, wodurch uns schließlich der leckre Braten ganz entgehen könnte. Ich habe noch große Dinge mit diesem Wuchergeiste vor. Doch, wie gesagt, es muß alles mit strengster Diskretion betrieben werden. Den ersten Grad des Fegefeuers hat er bereits überstanden. Wir haben ihm in aller Stille dermaßen eingeheizt, daß er Deiner Mutter das unterschlagene Vermögen von Heller zu Pfennig zurückgezahlt hat. Ich selbst habe Rechnungen und Papiere geprüft. Das Geld befindet sich indeß noch in meinem Besitze, Deine Mutter darf dasselbe, weil die Sache zu großes Aufsehen machen würde, nicht eher erhalten, bis wir Hornikkel'n außer Landes haben."

„Außer Landes?"

„Ja, wir nehmen ihn zu Schiffe. Ich sage Dir, es wird ein kolossaler Spaß."

Ehregott schüttelte ungläubig den Kopf.

„Hornickel und auf ein Schiff — der sein Lebelang nicht fünf Meilen über seine Geburtsstadt hinausgekommen?“

„Hilft alles nichts, er muß mit, darin liegt eben der Humor.“

„Aber was werden die Kirchberger sagen?“

„Denen wird weißgemacht, Hornickel gehe in einer Handelsspekulation auf Reisen.“

„Und Tugendreich?“

„Die wird die Braut ihres geliebten Moritz. Hornickel wird dahin gebracht, daß er den Bachmann, obschon er ihn vor den Tod nicht leiden kann, um Himmelswillen bitten muß, seine Tochter zur Frau zu nehmen. Doch das sind alles Dinge, um die Du Dich für Deine Person durchaus nicht zu bekümmern hast. Auch lege ich Dir über das Mitgetheilte das strengste Stillschweigen auf. Später wirst Du alles erfahren. Doch um jetzt auf den heutigen Abend zurückzukommen. Du kennst mich schlechterdings nicht, verstehst Du? Du erweisest mir die Ehrfurcht, die man einem so hohen Gaste Deiner Prinzipalität schuldig ist. Nur auf diese Weise wird es mir möglich zu erkennen, wie in dieser Familie Arnheim der Haase läuft. Benehmen sich Vater und

Töchter namentlich in Bezug auf Dich zu meiner Zufriedenheit, dann hab' ich nichts dagegen, wenn Du als guter Genius eine längere Zeit in dieser Familie verweilst und durch Lehre und Beispiel segenreich auf sie wirkst. Es wäre nicht das erstemal, daß blasirte, in Selbstsucht und religiöse Gleichgiltigkeit versunkene Menschen allein durch ein edles Beispiel, durch ein nicht frömmelndes, wohl aber echt frommes Gemüth auf bessern Weg gebracht worden wären. Also dieser Preis wiegt schon einige Kollegien auf, die Du deßhalb verabsäumst, zumal Dir in Deiner jetzigen Stellung hinreichend Muße zum Selbststudium und theologischer Fortbildung verbleibt. Wie gefällst Du Dich überhaupt in Deinem neuen Amte?"

„Mit dem jungen Eduard," antwortete Ehregott, „wär' ich zufrieden, leider aber ist er durch eine übelangebrachte, zu große mütterliche Zärtlichkeit verwöhnt. Die leichtesten Arbeiten kommen ihm außerordentlich schwer an; doch habe ich es in der kurzen Zeit doch so weit gebracht, daß er seine Aufgaben ziemlich pünktlich anfertigt. Er soll nicht sehr angestrengt werden. Indeß hoffe ich mit Geduld und Liebe und dem nöthigen Ernst den Knaben auf eine recht gute Bahn zu bringen, vorausgesetzt, daß Mutter

und Schwestern nicht gewissenlos einreißen, was ich mit Mühe aufbaue. Ich thue das Meine und stelle den Ausgang in die Hand Gottes."

„Ganz gut, mein Ehregott, aber mit den Fräuleins, wie steht es da?"

„Ich komme nur wenig mit ihnen zusammen, aber was ich selbst in der kurzen Zeit wahrgenommen, hat mich keineswegs freudig gestimmt. Es sind eben Weltkinder, wie es in den vornehmern Ständen so viele gibt. Sie halten sich für glücklich und sind doch wahrhaft beklagenswerth; denn der ganze Zweck ihres Daseins bewegt sich um äußerliche Dinge, um Gegenstände der Eitelkeit und Putzsucht, um Vergnügungen, Zerstreuungen, und selbst die paar wissenschaftlichen Phrasen, die sie aus ihrem Pensionate mitgebracht, dienen ihnen als Mittel zur Eitelkeit. Glänzen und nichts als glänzen, sei es durch Toilette, sei es durch Absprechen über Dinge, die sie nicht verstehen, ist ihnen alleinige Aufgabe des Lebens und Wirkens."

„Eh bien," sagte Fidelis, „wir werden heut Abend Gelegenheit haben, beide Exemplare in Augenschein zu nehmen."

„Sie werden es da an Liebenswürdigkeit gewiß nicht fehlen lassen."

„Ich kenne diese Liebenswürdigkeit, ein rothbackiger Apfel, in welchem der Wurm sitzt. Apropos, ich habe mir sagen lassen, daß sich noch ein drittes junges Mädchen im Hause befindet, eine Art Gesellschafterin, eine arme Pachterstochter."

„Ach, Fidelis, das ist eine holde Blume, die unter diesen stolzen und eitlen Tulpen nimmer gedeihen kann."

„Sieh' mal, nicht wahr, Marie heißt sie?"

„Marie, ja!"

„Ein schöner Name, wenn meine Jenny nur ein kleinwenig sanfter wäre, müßte sie auch Mary heißen. Wie heißt gleich das reizende Marienliedchen; wenn ich nicht irre, sang es Euer Wilhelm Müller, richtig, da hab' ich's:

‚Maria, möcht' ich Dich begrüßen,
Mein Herz hat stets Dich so genannt,
Seh' ich ein klares Bächlein fließen,
Setz' ich mich still an seinen Rand.
Marie rieseln seine Wogen,
Ein weißes Täubchen kommt geflogen,
Schwebt über mir im Sonnenschein:
Maria soll ihr Name sein.'

Nun, auch diese Marie, die Dir, mein guter Ehregott, etwas ins Herz geleuchtet zu haben scheint, werden wir heut Abend so glücklich sein zu begrüßen.

Doch jetzt will ich Dich länger nicht aufhalten, damit Dein zu langes Ausbleiben nicht Verdacht erweckt. Suche also so unbemerkt wie möglich Deine Wohnung zu erreichen. Heut Abend sehen wir uns wieder; aber wie gesagt, keine Seele darf eine Ahnung haben, daß wir uns kennen."

Ehregott gelobte heilig und theuer Verschwiegenheit, und hatte bald auf einem Seitengange das Hôtel verlassen, ohne daß er von jemand bemerkt worden wäre, während Fidelis sich einen Wagen bestellte, um die kleine Residenz, die ihm völlig unbekannt war, einwenig in Augenschein zu nehmen.

Es waren nach der soeben erwähnten Zusammenkunft und genommenen Rücksprache kaum vier bis fünf Stunden ins Land gezogen, als die geschmackvollen Hallen und Räume des arnheim'schen Hauses im Lichterglanze zu strahlen begannen. Die mit Teppichen belegten breiten Treppen waren zu beiden Seiten mit Zierpflanzen besetzt, daß man wie durch einen blühenden Garten aufwärtsstieg. Es war in der kurzen Zeit das Möglichste geleistet worden; oben aber in den prachtvollen Gemächern der Belétage rauschten in seidenen Kleidern und in geschmackvollsten Toiletten die beiden Fräuleins des Hauses auf und nieder, die letzten Befehle zum Empfange der geladenen

Gäste ertheilend. Während aber Josephine und Marianne blumenhaft leuchteten und dufteten, ihre Lockenhäupter stolz umherschauten, jedermann zur Bewunderung herausfordernd, glich Marie in ihrem einfachen schmucklosen Kleide dem bescheidenen Veilchen. Das arme Mädchen hatte schwere Stunden zu überstehen gehabt; sie hatte bei den Vorbereitungen zu dem festlichen Abend es den beiden Fräuleins selten recht machen können, mit welcher Gewissenhaftigkeit und Pünktlichkeit sie auch jeden der erhaltenen Befehle vollzog.

Endlich verkündete das Rollen der Wagen auf der Straße die Ankunft der Gäste. Ein Herr von Rosenau nebst Frau Gemahlin und drei Töchtern, welche letzteren jedoch hinsichtlich ihrer Schönheit durchaus keinen Anspruch auf den Namen Rosenau hatten, eröffneten den Reigen. Fräulein Josephine vertrat mit vieler Grazie das Amt ihrer abwesenden Frau Mutter, die Gäste zu empfangen. Den von Rosenaus folgte der Baron von Sparrenberg, Besitzer eines überschuldeten Ritterguts, dessen Hauptstreben dahinging, aus einem Freund des Hauses Arnheim ein Familienglied dieses Hauses zu werden, zu Nutz und Frommen seiner täglich stürmischer und unangenehmer werdenden Gläubiger. Er galt in der

Stadt als entschiedener Anbeter von Fräulein Marianne; man erfuhr nicht, daß vonseiten des Fräuleins irgendeine Erhörung des Ritters in Aussicht stehe. Im Gegentheil spielte ihm gegenüber die jüngere Arnheim die Rolle der Prinzessin Turandot. Dieß hielt jedoch Sparrenberg nicht ab, seine Anbetung mit einer Beharrlichkeit fortzusetzen, die seiner Liebe zu aller Ehre gereicht haben würde, wenn nicht die im Hintergrunde drängende Gläubigerschar der Sache einen weniger poetischen Anstrich gegeben hätte.

Mit Sparrenberg gemeinschaftlich zog noch eine Anzahl Lieutenants, Referendare und Assessoren an den Triumphwagen der Fräuleins vom Hause, ohne daß man jedoch vernommen hätte, daß einer dieser girrenden Seladons in die stolzen Herzen der Schönen als Sieger eingezogen wäre. Natürlich währte es nicht lange, daß sich die glänzenden Gemächer bald mit vielen Liebesrittern füllten, von welchen ein jeder heute mit besonderer Hoffnung erfüllt war, da er vernommen, daß die auf eine zu ängstliche und beengende Etiquette haltende Mutter dießmal nicht anwesend sei. Die verliebten Ritter ahnten indeß nicht, daß gerade heute durch den erwarteten Grafen Alphons und den Lord Derby

noch weit größere Hindernisse ihren Bewerbungen entgegenstanden, als selbst die strengste mütterliche Etiquette. Nächst den bereits zeitig angelangten Liebesrittern fehlte es aber auch nicht an jungen Frauen und Mädchen, bei welchen eine Herzenseroberung vielleicht nicht auf so große Schwierigkeiten gestoßen sein würde, als bei den stolzen Fräuleins vom Hause es der Fall war.

Nach jedem neuen Rollen des Wagens hofften sowohl Vater wie Töchter, daß entweder der Graf Alphons oder der englische Lord eintreten würde; aber stets entledigte sich die Karosse ihrer Last, ohne eine der ersehnten Persönlichkeiten zu Tage zu fördern. Die Ursache des so späten Erscheinens der beiden Matadore war eine doppelte. Graf Alphons glaubte es seiner Würde schuldig zu sein, eine bürgerliche Familie etwas warten zu lassen und seine hohe Gegenwart so lange wie möglich vorzuenthalten. Fidelis hatte gerade gar nicht an seinen Stand gedacht, als er so lange außen blieb; er hatte auf seiner Nachmittagsspazierfahrt nach einem romantisch gelegenen Vergnügungsorte der Umgegend auf staubiger Chaussée einen zum Tod erschöpften armen Handwerksburschen am Wege liegend gefunden, denselben in den Wagen genommen, in dem nächsten

Gasthaus abgeliefert, mit Speise und Trank erquickt, so daß der arme Bursche bald munter und fidel geworden. Fidelis lernte in seinem Findling, der ein reisender Kupferschmiedsgeselle war, einen so originellen und liebenswürdigen Kauz kennen, daß ihm die Unterhaltung mit dem jungen Burschen ungemeines Vergnügen machte. Der Kupferschmied war weit herumgekommen, bis tief nach Ungarn hinein, und wußte aus seinem Handwerksburschenleben so angenehm zu erzählen und dasselbe in einen so romantischen Nimbus zu hüllen, daß dem jungen Briten, der die Länder meist nur im Wagen durchfahren, eine ganz neue Art Poesie aufging. Als jedoch der Kupferschmied, von dem genossenen Wein animirt, seine klare, volle Stimme erhob und in seiner ungekünstelten Art einige originelle Volkslieder anstimmte, vergaß Fidelis vollends den Bankier, die Soirée, selbst Ehregotten; denn Volkslieder aus dem Munde des Volkes gingen ihm über alles; er wurde da nicht müde und konnte stundenlang zuhören.

Nachdem der Kupferschmied mehrere deutsche Volks- und Handwerksburschenlieder zum Besten gegeben, die den jungen Briten dermaßen ansprachen, daß der Sänger sie ihm in die Brieftasche diktiren

mußte, kamen auch ein paar Lieder an die Reihe, die der Gesell im fernen Ungarlande von Hirten und Zigeunern gelernt. Vermöge eines glücklichen musikalischen Naturells hatte er auch die Melodie im Gedächtniß behalten. So sang er:

‚Mägdelein spannen spät,
Welche die schnellste spänn?
Röschen am schnellsten spann,
Lob bis zum Kaiser scholl;
Sandt' ihr 'ne Spindel Flachs:
Spinne nun, Röschen, spinn'!
Spinne mir Zelte d'raus,
Und was Dir übrig bleibt,
Linnen zum Brautgeschenk!
Bringst Du's zu Hofe mir,
Wieget mein Arm Dich ein.

Röschen verschmitzte noch
Sendet die Spindel ihm:
Schnitze mir, Kaiser, schnitz',
Schnitz' mir 'nen Webestuhl!
Und was Dir übrig bleibt,
Zimm're Dir Höfe d'raus!
Zieh' ich dann stattlich ein,
Schlaf' ich im Arm Dir ein.'

„Du bist ein rarissima avis,“ rief entzückt Fidelis. Auch dießmal mußte die Brieftasche her und

ward von dem eben vernommenen Liedchen eine Abschrift genommen.

Der Kupferschmied, der sich nicht wenig geschmeichelt fand, bei einem so vornehmen und schönen jungen Herrn solchen Beifall zu finden, theilte jetzt ein zweites ungarisches Liedchen mit, wo die Geliebte ausgeht, den Geliebten zu suchen. Es lautete also:

‚Ging ich aus, um meinen Freund zu suchen,
Und so kam ich zu der grünen Wiese.
Auf der Wiese fand ich seinen Mantel,
Auf dem Mantel auch sein golden Brusttuch,
Auf dem Tuch die Silbertamburine,
Und darunter einen grünen Apfel.
Dacht' ich bei mir allerlei Gedanken:
Ob ich wohl den Mantel mit mir nähme?
Könnt' der holde Junge sich erkälten.
Ob ich wohl das seid'ne Tuch ihm nähme?
Nein, ich gab's ihm selbst zum Angedenken.
Ob ich weg die Tamburine nähme?
Nein, ihm schenkten sie ja meine Brüder.
Also wählend, kam mir der Gedanke,
Jenen grünen Apfel anzubeißen,
Anzubeißen, doch nicht aufzuessen,
Daß er merke, Liebchen sei's gewesen,
Liebchen selber sei ihn suchen kommen.‘

Auch dieses Liedchen ward in die Brieftasche

gezeichnet, worauf der Gesell noch folgendes Liedchen anstimmte:

‚Mädchen stand auf Berges Höh'n,
Ueber die ein milder Schimmer
Sich ergoß von ihrem Antlitz.
Zu sich selber sprach sie also:
O du Antlitz, meine Sorge;
Wenn ich wüßte, weißes Antlitz,
Daß dem Kuß des welken Alten
Dich ein hartes Los beschieden,
Wollt' ich flugs im grünen Walde
Allen bittern Wermuth pflücken,
Mit dem herben Saft dich baden,
Daß der Kuß dem Alten bitter.
Aber, wüßt' ich, weißes Antlitz,
Daß dem Kuß des jungen Gatten
Dich ein schönes Los beschieden,
Wollt' ich flugs im grünen Garten
Alle rothen Rosen pflücken,
Und mit ihrem süßen Wasser
Dich, du weißes Antlitz, baden,
Daß dem Kuß des jungen Gatten
Lieblich du entgegendufteſt.'

„Ausgezeichnet," rief Fidelis, „das sind ja lauter poetische Goldkörner. Ihr seid kein Kupferschmied, sondern ein Goldschmied."

Er würde sich sobald nicht von dem launig gemüthlichen Burschen haben trennen können, wenn

nicht sein Diener James ihm wiederholt auf die Schulter geklopft und an die Soirée erinnert hätte. Als James das erstemal klopfte, hielt ihm Fidelis ob der Störung — der Gesell trug eben ein neues originelles Liedchen vor — ein so bitterbös Gesicht hin, daß James ordentlich erschrak und geraume Zeit nicht wagte, sein Klopfen zu wiederholen. Endlich aber glaubte er es doch mit seinem Gewissen nicht vereinigen zu können, seinen Herrn so sorglos dasitzen zu lassen, und er klopfte abermals.

„Gleich," sprach Fidelis, aber noch immer unfreundlich. James bekam wieder etwas Courage und setzte sein Klopfen mit immer kürzern Pausen fort.

„Es ist nicht zum Aushalten mit Dir," rief endlich Fidelis, und zum Kupferschmied gewendet, bat er als Schluß noch um ein ungarisches Liedchen. Der Gesell räusperte sich und begann, während James in stiller Verzweiflung ziemlich hörbar auf- und abtrabte.

„Tritt nicht so laut auf," gebot Fidelis, „man hört vor Deinem Getrampel kein Wort."

James zog ein gräßliches Gesicht, aber er trat leiser auf, während der Kupferschmied zum Beschluß noch folgendes ungarische Lied sang:

„Eine Goldzitron' am Meere rühmte sich:
Heut' ist keiner schöner, schöner doch als ich!
Solches hat ein grüner Apfel angehört:
Klein ist nur dein Ruhm, du Goldzitron' am Meer,
Heut' ist keiner schöner, schöner doch als ich!
Solches hat gehört die ungemähte Flur:
Grüner Apfel, klein, ja klein ist nur dein Ruhm,
Heut' ist keiner schöner, schöner doch als ich!
Solches hat gehört das ungeschnitt'ne Korn:
Klein ist nur dein Ruhm, du ungemähte Flur,
Heut' ist keiner schöner, schöner doch als ich!
Solches hat gehört die ungeküßte Maid:
Klein ist nur dein Ruhm, du ungeschnitten Korn,
Heut' ist keiner schöner, schöner doch als ich!
Solches hat gehört der led'ge Junggesell:
Klein ist gegen mich ja euer aller Ruhm,
Heut' ist keiner schöner, schöner doch als ich!
Pflücken will ich wohl die Goldzitron' am Meer,
Schütteln von dem Baum den grünen Apfel,
Mähen will ich ab die ungemähte Flur,
Ernten will ich auch das ungeschnitt'ne Korn,
Und dann Ungeküßte will ich küssen dich!"

James athmete nach diesem Gesange frisch auf; jetzt, hoffte er, werde Fidelis an den Aufbruch denken; derselbe stand auch auf, als der im Gesange unermüdliche Kupferschmied, das Glas schwingend, von neuem zu singen anhob, so daß Fidelis sofort wieder Platz nahm, während James händeringend

seine Promenade von neuem antrat. Dieses letzte Liedchen lautete:

‚Fleht zu Gott ein junger Knabe:
„Gib mir, Gott, ein Goldgehörne,
Goldgehörn' mit Silberenden,
Daß ich bohr' der Fichte Rinde,
Daß ich seh', was in der Fichte!"
Gab ihm Gott das Goldgehörne,
Goldgehörn' mit Silberenden,
Und er bohrt' der Fichte Rinde,
Fand im Baum ein schönes Mädchen,
Das erglänzet gleich der Sonne.
Zu ihr schleicht der junge Knabe:
Höre Du mein junges Mädchen,
Wärb' ich auch, man gäb' Dich nimmer,
Möcht' Dich rauben, doch vermag's nicht.
Und es sprach das junge Mädchen:
Wirb' Du nicht, man gäb' mich nimmer,
Raub' mich nicht, Du wirst verderben,
Denn ich hab' der Brüder neune,
Und soviel hab' ich auch Vettern,
Schwingen sie sich auf ihre Rappen,
Gürten um die scharfen Säbel,
Rücken schief die Wolfsfellmützen —
Ist's ein Grau'n sie anzublicken,
Schlimmer noch, sie zu erwarten.
Sünde wär' es zu verderben,
Schande wär' es zu entfliehen,
Lock' mich lieber — ob ich folge?‘

In seinem Leben war der musikalische Kupferschmied nicht so reich beschenkt worden als an jenem Tage, wo er vor Fidelis sich hören ließ.

Während also im arnheim'schen Hause die Kerzen längst angezündet waren und die Gäste sich zu versammeln begannen, saß Fidelis noch gemüthlich in dem Gasthause und lauschte den Vorträgen des Handwerksburschen.

Endlich gelang es doch James, welcher dem Kupferschmied vors Leben gern den Hals umgedreht hätte, seinen Herrn zur Heimfahrt zu bewegen. Man ließ die Rappen tüchtig auftreten, so daß die Stadt und das Hôtel in nicht allzulanger Zeit erreicht wurden. Die Toilette hielt den jungen Briten nicht lange auf. Als abgesagter Feind des steifen, etiquettenmäßigen Salonlebens, wie solches hauptsächlich in kleinen Residenzstädten vorgefunden wird, war Fidelis nie dahin zu vermögen, in der üblichen Tracht à quatre epingles zu erscheinen. Einen geschmacklosen Frack anzuziehen, wäre seinem Schönheitssinne nie möglich gewesen. In seinem Vaterlande mied er lieber solche Gesellschaften, wo der Frack als conditio sine qua non galt. Ein, seine schlanke Figur ungemein wohlkleidender, ungarischer Leibrock, auf der Brust reich und geschmackvoll mit

Schnüren und edlen Steinen besetzt, war sein Lieblingskleid. Ein solches wählte er auch für die Soirée bei Arnheims.

Als ihm James bemerklich machte, daß man ihm gesagt, wie in hiesiger Residenz es vor allem die Sitte mit sich bringe, daß der Herr in vornehmen Zirkeln im habit français erscheine und ob man nicht ein solches aus dem Kleidermagazin holen lassen wolle, mochte Fidelis davon schlechterdings nichts wissen.

„Schau mich an," sagte er, indem er in seinem Ungarrock stattlich auf- und niederschritt, „nehme ich mich in dieser Gestalt nicht geschmackvoller und sogar anständiger aus, als in jenem niederträchtigen Schwalbenschwanze, so man Frack nennt, welcher die Geschmacklosigkeit in höchster Potenz darstellt?"

„Das wohl," meinte James, „aber die Sitte" —

„Ich nenne solche Sitte Unsitte, und kehre mich nicht daran. — Und hier diese Goldschnuren und Brillanten," fuhr er fort, „sind sie nicht hundertmal mehr werth als so ein lumpiger Frack? Darum fasse Beruhigung, alter Schwede! Wenn ich dem Herrn Bankier und seiner Gesellschaft nicht salongemäß erscheine, so ist das ihre Sache; meine

Sache ist es, mich zu kleiden, wie es mir Geschmack und gute Sitte vorschreiben."

Nach langem Harren vonseiten der Familie Arnheim war endlich der ersehnte Graf Alphons, der Löwe der Residenz und aller Salons, angelangt und bildete den Mittelpunkt der allgemeinen Aufmerksamkeit. Man kam dem reichen und schönen Grafen von allen Seiten mit einer Zuvorkommenheit entgegen, die zuweilen an Unterthänigkeit und Unterwürfigkeit grenzte.

Herr Arnheim und seine Töchter schwammen im dritten Himmel, als sie gewahrten, daß der Herr Graf in sehr heiterer Laune und sich mit Damen wie Herren auf das Angenehmste unterhielt.

„Er scheint sich zu gefallen," flüsterte Arnheim seiner jüngern Tochter zu, als er in ihre Nähe kam, „aber wo nur der Lord bleibt. Ich wollte gern das Quartett beginnen lassen."

„Sieh' nur," gab Marianne zurück, „wie die alte Hofräthin Meiselbach stolz den Kopf hebt und vornehm umherschaut, weil der Graf ein paar Worte mit ihr gesprochen. Die alte Närrin denkt im Ernste, er hat es auf ihre beiden Hopfenstangen abgesehn."

Unter den Hopfenstangen verstand das liebreiche

Fräulein aber niemand anders, als die beiden etwas lang gewachsenen Töchter der Hofräthin.

„Auch die Frau von Scherber sieht ganz verklärt aus,“ gab Arnheim zurück, „weil der Graf so gnädig gewesen, sich nach ihrer Frau Schwester zu erkundigen. Morgen wird es zu erzählen geben in der Stadt. Wenn aber nur der Lord käme.“

Der Bankier hatte diese Worte kaum gesprochen, als sein sehnlicher Wunsch in Erfüllung ging. Die ziemlich laut geführte Unterhaltung der anwesenden Gäste erlitt eine allgemeine Unterbrechung, und es folgte tiefe Stille, als Fidelis in den Salon trat. Die fremde Erscheinung in völlig ungewohnter Tracht machte einen solchen Eindruck auf die residenzlichen Kleinstädter, daß man anfänglich kaum seinen Augen traute.

„Mein Gott,“ flüsterte der spindeldürre Referendar Schmaling seinem Nachbar, dem Lieutenant von Rohrdommel, zu, „ich denke, die Zeit der Maskenbälle ist vorüber?“

„Es ist eine Beleidigung der ganzen Gesellschaft,“ meinte dieser, „im Leibrock zu erscheinen; glaubt dieser Mensch in seinem komödiantenhaften Putze zu imponiren?“

„Unverantwortlich von Arnheim,“ fuhr der Re-

ferendar fort, „dergleichen Abenteurer einzuladen. Man kann fürwahr seine Soiréen nicht mehr besuchen.“

Aehnliche Gesinnungen gaben sich anfangs unter dem größten Theil der Gesellschaft kund, nur daß man vorsichtig genug war, sie nicht laut werden zu lassen. Als jedoch der Name, Stand und große Reichthum des fremden Gastes bekannt wurden, gewann eine mildere Anschauungsweise die Oberhand.

„Er ist Engländer,“ hieß es entschuldigend, „Engländer haben in der Regel ihre Grillen und Marotten. Man muß diesen Leuten etwas zugute halten. Das ist wahr, stattlich nimmt er sich aus. Wenn die Brillanten auf der Brust echt sind, muß es ein sehr reicher Herr sein.“

Der Respekt ward von Minute zu Minute größer und ging endlich in Ehrfurcht und Begeisterung über, je mehr man Gelegenheit fand, sich von dem nicht stolzen aber nobeln Auftreten, sowie von der Echtheit der funkelnden Diamanten zu überzeugen. Absonderlich war es die gesammte weibliche Welt, die alsbald entschieden Partei für den schönen Inselsohn nahm. Die Frau Kommerzienräthin Wohlbrück sprach sich zu ihrer Nachbarin, der Spiegelfabrikbe-

sitzerin Engelhardt, dahin aus, daß so ein Lord doch was aparteres sei, als ein deutscher Adeliger.

„Sehen Sie die Tournüre, mit der er sich bewegt. Unsere Herren Von sind Perrückenstöcke dagegen. Ich möchte wissen, was Arnheim anfänge, wenn Seine Lordschaft bei einer seiner Fräuleins anklopfte. Es wär' aus mit dem Manne. Uns sähe er wenigstens nicht mehr an."

„Wo denken Sie hin," gegenredete die Engelhardt, „ein Lord und eine bürgerliche Arnheim. Der kann bei Grafen und Fürsten anfragen."

Nur Referendar Schmaling, den die umsichgreifende Begeisterung für den Briten nur noch mehr in Harnisch brachte, verharrte in seiner feindseligen Stimmung. Er fand in Herrn von Sparrenberg, der heute vom Baume seiner Anbetung wie eine welke Frucht abgefallen, — er hatte sich noch nicht eines einzigen freundlichen Blickes seiner angebeteten Marianne zu erfreuen gehabt — einen Gleichgesinnten und Bundesgenossen. Er theilte Schmaling's Ansicht, daß Fidelis nichts als Abenteurer, vollkommen.

„Sehen Sie," näselte er Schmalingen zu, „wie dieser kleinstädtische Janhagel mit einemmale dem hergelaufenen Laffen den Hof macht, obschon dieser

nicht einmal soviel Achtung für das Haus Arnheim an den Tag legt, in anständiger Kleidung zu erscheinen. Fürwahr, man muß sich schämen, ein Deutscher zu sein, wenn man sieht, wie der Deutsche sein Bediententhum nicht verläugnen kann, bloß weil sich der Abenteurer ein fremdländisches Exterieur gibt. Ich mag die Antezedentien dieses angeblichen Lords nicht untersuchen."

„Das erste, was ich thun werde," versetzte Schmaling, „ist, daß ich im Polizeianzeiger nachschlage. Es wäre nicht das erstemal, daß ein Gauner sich in die bessere Gesellschaft geschlichen."

„Ich werde mir's gleichfalls angelegen sein lassen," antwortete der Andere, „dem Polizeidirektor einen Wink zukommen zu lassen. Halten Sie die Steine für echt?"

„Keine Idee; es ist bloße Imitation, und ich bin überzeugt, daß wir es mit einem Gauner zu thun haben."

„Es könnte dem Arnheim, diesem eitlen Narren, nicht schaden, wenn er mit seinen hohen Connaissancen, auf die er sich immer soviel zugute thut, einmal recht anliefe. Der englische Lord hat ihm ganz den Kopf verdreht."

„Apropos," fuhr Sparrenberg nach einer Pause

fort, „kommen Sie nach der Soirée einwenig ins Hôtel?“

„Man hat mich vorgestern zu sehr geschröpft,“ gestand Schmaling.

„Mich desgleichen,“ sprach Sparrenberg, „wir müssen uns heut erholen. Ist Ihnen eine Moitié-bank gefällig? Sie haben Glück im Abziehen.“

„Mein ganzes Vermögen besteht noch in fünfzehn Louis.“

„So betheiligen Sie sich mit einem Vierttheil. Ich lege Fünfundvierzig. Es ist heut etwas zu machen. Wir werden zwei Kurländer antreffen, die unverschämt d'raufgehen.“

„Ich weise den Antrag nicht von der Hand,“ sprach Schmaling, „meine Kassette bedarf sehr der Erfrischung.“

Nach einigem Ueberlegen fuhr Sparrenberg fort: „Wenn dieser Lord in der That das wäre, wofür er sich ausgibt, müßte es eine Lust sein, ihn einigermaßen zu rupfen. Die Engländer sollen die angenehmsten Pointeure sein. Sie verlieren ihre Pfundnoten mit einer Seelenruhe, als wären es eben Fidibusse. Der Franzose ist da weit unleidlicher. Der will sich bei dem geringsten Verluste erschießen.“

„Baron, Sie haben Recht, es ist ein sehr

glücklicher Gedanke von Ihnen, ich werde die Diamanten Seiner Lordschaft sofort einer gewissenhaften Untersuchung unterwerfen. Sind sie echt, eh bien, wollen wir unserm Vorurtheile einigermaßen Schweigen auferlegen. Ich mache mich ans Werk. Die Wege des Schicksals sind oft wunderbar, und meine Börse lechzt nach einem glücklichen Zufall."

Schmaling ließ mit der Ausführung seines Vorsatzes nicht lange warten, und befand sich bald in der Lage, die Diamanten auf dem ungarischen Leibrocke in der Nähe und mit Muße zu betrachten. Er eilte, sobald sich's thun ließ, wieder zu Sparrenberg.

„Beim Satan," raunte er diesem ins Ohr, „sie sind echt. Wir machen Kompagnie, Freund. Seine Lordschaft scheinen ein Spielchen zu lieben. Auch trifft sich's glücklich, daß Hochdieselbe im Hôtel abgestiegen. Ein glücklich Omen."

„Wohlan," sprach Sparrenberg, indem er seine Vatermörder in die gehörige Symmetrie schob, „so werde auch ich meine zeitherige patriotische Haltung dem Inselmanne gegenüber provisorisch aufgeben und mich ihm nähern."

Die heitere Laune des Grafen Alphons, die er anfangs, wo er der Mittelpunkt der allgemeinen Aufmerksamkeit und Zuvorkommenheit gewesen, huld-

voll an den Tag gelegt, hatte mit dem Erscheinen des jungen Briten einer weniger anmuthigen Stimmung Platz gemacht. Es verletzte seinen Stolz nicht wenig, daß man in einer Gesellschaft, von der er wußte, daß sie bloß seinethalb geladen war, Jemanden im etiquettenwidrigen Leibrock zugelassen hatte, da dieser Leibrock weder als Uniform, noch als Nationalkostüm gelten konnte. Er fand hierin eine Rücksichtlosigkeit gegen seine Person.

„Sagen Sie 'mal, Freund," sprach er in einem Tone, dem man die Empfindlichkeit anmerkte, zu Arnheim, „Ihr Lord ist wohl ein exilirter Ungar, da er seinem Sarmatenrock in solchem Grade zugethan, daß er selbst eine Soirée wie die unsere damit beglückt."

Arnheim gerieth in Verlegenheit.

„Ew. gräflichen Gnaden wollen gnädigst zugute halten," sprach er entschuldigend, „daß der freie Brite in gewissen Dingen seine eigenen Anschauungen hat, die sich mit unsern festländischen Gebräuchen freilich nicht immer in wünschenswerthen Einklang bringen lassen. Er ist ein Brite," schloß er seine Rede, „ein Lord; das besagt alles."

Die gute Laune des Herrn Grafen wollte sich indeß trotz der arnheim'schen oratio pro domo nicht

wiederfinden, umsomehr, als seine Lionschaft durch das Aeußere, sowie durch das ungekünstelte liebenswürdige Auftreten des jungen Lord eine entschiedene Schlappe erhielt.

Der weltkluge Arnheim, dem die Verstimmung des Grafen nicht entging, bot alles auf und suchte alle erdenklichen Aufmerksamkeiten hervor, seinem gräflichen Gast außer allen Zweifel zu setzen, wie sehr sich sein Haus durch die gräfliche Anwesenheit geehrt fühle. Er befand sich dabei in einer höchst delikaten und unbehaglichen Lage. Er durfte, dem Unbehagen des Grafen zu Gefallen, den Lord, obschon derselbe im Leibrocke einherging, nicht vernachlässigen. Letzterem nun die gebührende Huldigung darzubringen, ohne den Grafen unangenehm zu berühren, war kein Leichtes. Es galt hier, eine gewisse Grenze zu beobachten. Wenn es nach ihm gegangen wäre, hätte er dem prächtigen Fidelis um den Hals fallen mögen, so ausnehmend liebenswürdig blitzten ihm dessen Diamanten entgegen, der übrigen Vorzüge des Lords gar nicht zu gedenken.

Während der Graf im Anfang als erfahrener Blumenkenner von einer Mädchenrose zur andern gewandert und für jede ein süßes Wort der Rede und der Huldigung hatte; während er es nicht unter

seiner Würde gefunden, mit einem höhern Steuerbeamten sich in ein verzweigtes Gespräch über Nationalökonomie und Finanzwissenschaft zu vertiefen, so daß alle Welt die gediegenen Kenntnisse des Gefeierten ehrfurchtsvoll anstaunte: saß er jetzt ziemlich theilnahmlos und schweigsam in einer Sophaecke, das unzweideutige Zeichen des Gelangweiltseins heraussteckend. Er fand es jetzt seinem Stande ebenso angemessen, sich in einem bürgerlichen Hause nonchalant gehen zu lassen, als er sich anfänglich huldreich herablassend gezeigt hatte. Von Fidelis nahm er nach der beiderseitigen ziemlich gemessenen Vorstellung keine weitere Notiz. Der junge Brite dagegen amüsirte sich nach Kräften. Er fand die beiden Fräuleins vom Hause, sowie manche andere junge Dame der Gesellschaft, allerliebst; wenigstens zeigte dieß sein ganzes Benehmen. Ob es in seinem Innern so amüsant aussah, mag dahingestellt bleiben. Marien beobachtete er nur aus der Ferne. Ihre Erscheinung machte bei aller Einfachheit einen wunderbaren Eindruck auf ihn. Eine stille Wehmuth beschlich ihn.

„Wie hast Du Dich hierher verirrt, Du Arme?" frug er sich. „Hier ist kein Boden, wo das edle Geschlecht, dem du angehörst, gedeihen kann."

Das Quartett, bei welchem Ehregott die zweite Violine handhabte, leistete das Mögliche und erntete das Lob ein, welches eine gebildete Gesellschaft subalternen Dilletanten zu zollen gewöhnt ist. Der Hauslehrer war seinem Versprechen treulich nachgekommen, und hatte durch keine Miene verrathen, daß er Fidelis kenne. Letzterem war während seiner kurzen Anwesenheit vollkommen Gelegenheit geworden, sowohl über den Charakter des Herrn vom Hause, wie über dessen Fräuleins Töchter ins Klare zu kommen. Eben weil nicht viel zu ergründen, war die Sache leicht. Obschon Josephine wie Marianne ihre ganze Liebenswürdigkeit aufgeboten, gewahrte der junge Brite doch alsbald die Absicht, ward aber trotzdem nicht verstimmt, sondern mußte den leicht zu überschauenden Feldzugsplan der beiden Fräuleins im Stillen belächeln.

Nach dem zweiten Quartettstück trug Josephine ihren Taucher mit viel Aufwand von Deklamation vor und ward, nachdem sie zu Ende, wie sich von selbst versteht, mit Lobeserhebungen überschüttet. Ihr folgte Schwester Marianne mit einer gut eingeübten Etude von Chopin. Gleiches Entzücken vonseiten des Publikums. Unmittelbar nachdem das Quartett seine letzte Pieçe vorgetragen, hieß es von demselben,

da es nicht aus gesellschaftlichen Elementen bestand: ‚Der Mohr hat seine Schuldigkeit gethan, der Mohr kann gehen.‘ Die übrige Gesellschaft fand ein solches Verfahren nur in der Ordnung; aber Fidelis, nachdem er erfahren, daß die Violinisten dem hochachtungswerthen Lehrerstande angehörten, und daß sie ihre Kunstleistungen nicht gegen Honorar zum Besten gegeben, war empört. Als sich daher Einer nach dem Andern des Vierblatts, Ehregott nicht ausgenommen, ganz in der Stille entfernt hatten, faßte Fidelis den Bankier am Arm.

„Wo sind unsere wackern Musiker geblieben?“ frug er.

Arnheim kam etwas in Verlegenheit.

„Es sind Lehrer von unserer Bürgerschule,“ sprach er, „sie würden unter den hier versammelten Elementen keine Gesellschaft gefunden haben, darum ziehen sie es vor, sich unter ihresgleichen zu amüsiren. Glauben Sie mir, diese Leute befinden sich da wohler, ungenirter.“

„Lehrer?“ frug Fidelis, „Männer, denen die Zukunft der Jugend anvertraut ist —! o, warum sind sie gegangen; wissen Sie, daß ich mich mit einem tüchtigen Schulmeister lieber unterhalte als mit einem gebildeten Professor oder einer Exzellenz?“

Der Bankier wußte gar nicht, was er zu dem bizarren Geschmacke seines Gastes sagen sollte.

„Hätt' ich ahnen können, daß Ew. Lordschaft—"

„Ich wiederhole es Ihnen, es würde mir ein wahrhafter Genuß gewesen sein, mich mit diesen Herren zu unterhalten, die einem Stande angehören, den ich für den segensreichsten unter allen Ständen erkenne."

„Wenn Ew. Lordschaft befehlen, sollen die Musiker sofort wieder zur Stelle sein, sie werden sich noch im Vorsaale befinden, wo ihnen Thee gereicht wird."

„Lassen Sie dieselben in meinem Namen bitten," sprach Fidelis, „ihren Thee bei uns im Salon zu trinken. Sie werden uns doch nicht beißen, wie?"

„O, das nicht," stammelte der Bankier, und eilte, ziemlich aus der Contenance gebracht, hinaus, um die in einem Nebenzimmer der Vorhalle noch anwesenden Musiker wieder in den Saal zu zitiren. Die bescheidenen Männer wollten sich entschuldigen; aber Arnheim drängte dermaßen, daß keine Ausrede galt.

„Machen Sie keine Umstände," sprach er, „Seine Lordschaft wünscht sehr angelegentlich, Sie zu sprechen."

Die Musiker, mit Ausnahme Ehregott's, der

sich bereits nach seiner Wohnung zurückbegeben hatte, traten zu allgemeinem Erstaunen des Publikums wieder in den Saal. Dieses Erstaunen erreichte aber den höchsten Grad, als Seine Lordschaft den Eingetretenen mit der ihm eigenthümlichen gewinnenden Freundlichkeit entgegentrat, jedem die Hand schüttelte und mit ihnen bald in ein Gespräch über Elementarunterricht, über die Lancaster'sche Methode u. s. w. sich vertiefte.

„Das muß man gestehen," sprach die Oberrechnungsräthin, die schon lange vergeblich nach einer Beachtung vonseiten des Briten geseufzt hatte, „den Engländer kann er doch nicht verläugnen. An diesem Schulmeistervolke Gefallen zu finden und darüber die bessere Gesellschaft zu vernachlässigen! Es ist abominabel."

Die Briefpostmeisterin meinte spitz: „Wenn sogar die Schulmeister salonfähig werden, wird man künftig wohlthun, sich bei der Einladung zu erkundigen, aus welchen Stoffen die Gesellschaft eigentlich zusammengesetzt ist, weil ich sonst riskiren muß, mit meinen eigenen Schreibern zusammenzutreffen. Unser erster Expedient spielt auch die Violine und hat mehr Conduite als jene Schwarzröcke. Gleichwohl müßte ich gegen seine Gesellschaft depreziren."

„Ich weiß nicht, was dem Arnheim einfällt," sprach eine Dritte, „das sich Decanailliren ist sonst nicht seine Sache."

Nächst den respektiven Müttern empfanden nicht minder die gefallsüchtigen Fräuleins Töchter den nachtheiligen Einfluß des zurückgekehrten Lehrerpersonals, in dessen Gesellschaft Fidelis wie angemauert saß und nicht fortzubringen war.

Der männliche Theil des Publikums zuckte die Achseln und wiederholte vornehm die Entschuldigung: „Es ist ein Engländer."

Bei der heutigen Soirée hatte übrigens der Beobachter vollkommen Gelegenheit, die wahre, sowie die falsche Herablassung hochgestellter Personen gegen Leute unter ihrem Stande zu beobachten. Graf Alphons war anfangs auch sehr herablassend, aber die Herablassung war nicht eine Folge echter Humanität, nicht das Ergebniß eines aufrichtigen warmfühlenden Herzens, sondern eben die Tochter des wahren aristokratischen Stolzes. Bei Fidelis fand das Gegentheil statt. Hier war die Herablassung eine Folge der Gesinnung und des Herzens, hier war sie Wahrheit; beim Grafen nur Schein, hinter welchem sich der Stolz verbarg; hier war sie eine duftende und erquickende Rose, dort eine leere, uner-

quickliche Stechblume, wie lieblich ihre Blätter kolorirt waren.

Am meisten unter dem weiblichen Publikum hatten die Fräuleins vom Hause durch das Benehmen der beiden Matadore der Soirée zu leiden. In der einen Ecke des Saals saß Fidelis bei seinen Schulmeistern und in der andern dehnte sich der Graf im Sopha und vertrieb sich die Zeit, indem er den silbernen Kaffeelöffel auf dem Daumen seiner rechten Hand balanciren ließ, in welcher equilibristischen Belustigung er viel Fertigkeit besaß.

Josephine und Marianne wollten verzweifeln, und waren gleichwohl gezwungen, zu bösem Spiel gute Miene zu machen. Mariannen gelang daher ihr: ‚Lebt wohl, ihr Berge' bei weitem nicht so, als sie es gewünscht hatte. Der Beifall war zwar derselbe, welchen die Schwester eingeerntet hatte, aber sie fühlte, daß sie besser hätte sprechen können.

Bei der Deklamation Mariannens hatte es der Anstand mit sich gebracht, daß sowohl Fidelis seine Schulmeistergespräche als auch der Graf seine equilibristischen Studien einstellte; doch kehrten beide nach Beendigung der Deklamation zu ihren Liebhabereien zurück. Arnheim paßte die Gelegenheit ab, an des Grafen Seite Platz zu nehmen, und mit dem

Fleiße einer Biene den Honig zu saugen, der ob Mariannens Monolog von des Grafen Lippen träufelte.

Obschon die Deklamation beider Fräuleins durchaus nichts Vorzügliches darbot, war der Graf doch artig genug, seine hohe Zufriedenheit mit den künstlerischen Leistungen der Töchter vom Hause zu erkennen zu geben. Er ließ bei dieser Gelegenheit seine angebliche Kennerschaft sowohl auf dem Gebiete der Deklamation, wie des Pianospiels durchblicken.

Fidelis, der sich freilich nicht für einen Kenner ausgab, hatte sich weder am Vortrage des Fräuleins Josephine, noch an dem ihrer Schwester erbaut; im Gegentheil fand er die beiderseitige Deklamation viel zu manierirt und gespreizt. Er sprach das natürlich nicht aus, war aber doch so ehrlich, daß er nicht in die Lobhudeleien einstimmte, die man von allen Seiten den Fräuleins ob ihrer außerordentlichen Leistungen darbrachte.

„Apropos,“ sprach nach einer Weile der Graf zu Arnheim, „will uns die Kleine dort im Hintergrunde“ — er deutete auf Marien — „die, wie ich höre, die Gesellschafterin der Fräuleins ist, nicht auch etwas zum Besten geben? Sie scheint nicht uninteressant.“

„Ein gutes Kind,“ erwiederte der Bankier, „aber

— entre nous — noch etwas Einfalt vom Lande. Ihre dermalige Bildungsstufe dürfte sie unfähig machen, irgendetwas auf artistischem Gebiete den verehrten Gästen vorzutragen."

Marie, die durch ihre bescheidene Erscheinung, im Gegensatze zu der übrigen, ziemlich gefallsüchtigen, jungen Damenwelt, einen sehr vortheilhaften Eindruck machte, nahm immer ungetheilter das Interesse des Grafen Alphons in Anspruch. Er erneuerte daher seinen Wunsch gegen Arnheim, daß Marie ein Lied oder Gedicht vortrage.

„Es wäre nicht unpiquant," sprach er, um seinen Wunsch zu motiviren, „den Unterschied kennenzulernen, welcher zwischen höherer künstlerischen Ausbildung, wie sie Fräuleins Töchter kundgegeben haben, und der einfachen Natur stattfindet. Die Kleine wird gewiß aus ihrer Dorfschule das eine oder andere Gedichtlein im Gedächtniß behalten haben. Sie gestatten, daß ich selbst das Bittstelleramt bei der Kleinen übernehme, und bin ich in meiner Bewerbung glücklich, wird auch das übrige Publikum nichts dagegen einzuwenden haben."

„O durchaus nicht, durchaus nicht," sprach der Bankier, „aber ich zweifle, verehrtester Herr Graf, ob Marie —"

„Lassen Sie das meine Sache sein," versetzte Alphons, stand auf und begab sich zu Marien, die als anmuthige Hebe eben wieder beschäftigt war, eine Anzahl geleerter Gläser mit duftendem Punschroyal zu füllen.

„Wissen Sie wohl, holde Ganymeda," lautete der Antrag des Grafen, „daß Sie uns auch etwas Schönes vortragen, singen oder deklamiren müssen, nachdem die Fräuleins vom Hause mit so leuchtendem Beispiele vorangegangen sind. Heut darf sich niemand ausschließen, das Seine zur Geselligkeit beizutragen."

Marie schaute den Grafen unschuldvoll an. Während jede Andere in ihrer Stellung solchen Antrag mit Mißtrauen angesehen, ja für Spott gehalten haben würde, glaubte Marie, daß es der Graf wirklich so meine, wie er sagte und wie es denn auch war. Sie schüttelte lächelnd das Haupt und erwiederte: „Ich einfältiges Mädchen, in dieser vornehmen Gesellschaft, das würde sich passen!"

„Wenn ich Sie aber recht bitte?"

„Es thut mir gar leid, aber — 's geht wirklich nicht."

„Doch, doch," drängte der Graf, „Sie haben gewiß auch Ihren Lieblingsdichter."

„O ja!“

Der holde Wohllaut, der in Mariens Stimme lag, die reizende Natürlichkeit des Benehmens fesselten den Grafen immer mehr und verstärkten seinen Wunsch nach einem Lied oder Gedicht aus ihrem Munde.

Der Bankier war herangetreten und, um seinem hohen Gaste gefällig zu sein, erkundigte er sich bei Marien, ob sie nicht insoweit Deklamationsunterricht genossen, ein Gedicht möglichst fehlerfrei vorzutragen?

„Bei meiner Mutter zu Hause,“ sprach Marie, „hab' ich manchmal Lieder und Gedichte auswendig hersagen müssen.“

„Hersagen,“ dachte der Bankier, indem er sich abgewendet eine Prise in die Nase schob, „da haben wir's; das wird eine schöne Deklamation gewesen sein.“

„Also förmlichen Unterricht in der Deklamation,“ frug er von neuem, „haben Sie nicht genossen?“

„Nein,“ antwortete Marie, „ich lernte die Lieder und Gedichte nur zu meinem Vergnügen.“

„Ihre Frau Mutter wird Ihnen aber doch einige Lehren gegeben haben vonwegen der Aussprache und des Vortrags?“

„Auch nicht. Sie sagte mir immer, ich solle so sprechen wie ich fühle.“

„Dieß ist freilich ein sehr dürftiger Unterricht gewesen, mein Kind," sprach kopfschüttelnd der Bankier.

Der Wunsch des Grafen Alphons, daß Marie etwas deklamiren solle, war bald in der Gesellschaft bekannt geworden. Man fand ihn hinreißend, entzückend. Die Gesellschaft glaubte natürlich, daß der Graf die interessante Absicht habe, auf Kosten einer Einfalt vom Lande die Anwesenden bestens zu amüsiren. Mehrere der Herren umringten daher Marien und vereinigten ihre Bitten mit denen des Grafen. Am angelegentlichsten interessirten sich die beiden Fräuleins vom Hause für die Sache. Es konnte ihnen ja gar keine passendere Gelegenheit gegeben werden, ihrer eigenen Deklamation nachträglich noch einen Glanz zu verleihen, wenn ein Gedicht, von Marien hergesagt, den großen Abstand erkennen ließ, der zwischen höherer Kunstbildung und einfacher Natur stattfinde. Beide Fräuleins wußten, daß Marie selber im Schiller nicht bewandert und daß sie jedenfalls etwas Altväterisches zum Vorschein bringen werde zu großer Belustigung der Gesellschaft. Beide Damen bestürmten daher die arme Marie förmlich, daß sie etwas deklamire.

„Welcher ist Ihr Lieblingsdichter?" frug der Graf sehr angelegentlich.

Marie, die in ihrer Unschuld gar nicht begriff, wie sie mit einemmal der Gegenstand der allgemeinsten Aufmerksamkeit hatte werden können, wurde bei der Frage des Grafen etwas verlegen. Sie entsann sich nur zu wohl, wie wenig Gnade ihr Lieblingsdichter, ihr verehrter Gellert, bei Josephinen und Mariannen gefunden habe. Sie scheute sich daher jetzt den Namen desselben zu nennen, in der Furcht, von neuem einer lieblosen Verspottung ausgesetzt zu sein. Nichtsdestoweniger ward ihre stille Dichterliebe bekannt.

„Gellert ist ihr Mignon, Herr Graf," platzte Marianne lächelnd heraus.

Der Name Gellert brachte allgemeine Heiterkeit, die sogar in ein vernehmbares Gekicher überging, hervor. Hier und da vernahm man halb scherzhaft, halb spottweise die Worte: ‚Philar, der so manche Nacht' — ‚Frau Orgon! rief die Frau Gevatterin,' — Ein armer Schiffer stack in Schulden,' — ‚Von ungefähr muß einen Blinden —' Nur der Graf selbst blieb wider Erwarten sehr ernst; eine Erscheinung, die man sich durchaus nicht zu erklären vermochte.

Wie es manchmal im Leben zu ergehen pflegt, daß eine Erinnerung an die frühe Jugendzeit den bessern Menschen, der lange eingeschlummert gewesen, wieder

aufweckt, die wie ein frommes Glockenläuten, das ob des uns umbrausenden Weltgetöses lange verstummt war, wieder fried- und himmelvoll an die Seele schlägt, wie der Gruß aus einem verlornen Paradiese: so hatte auch der Name Gellert eine sichtbare Veränderung in dem Gemüthe des Grafen zur Folge gehabt. War nicht seine früh verstorbene hochtheure Mutter eine große Verehrerin des frommen Dichters gewesen? Hatte er nicht als kleines Kind auf ihrem Schooße so oft jene zum Herzen sprechenden Lieder vernommen, die ihm seit jener Zeit nie wieder erklungen?

„O, mein Fräulein," sprach daher der Graf Alphons im auffallend veränderten Tone zu Marien, „wenn Sie uns ein Lied von diesem herrlichen Sänger mittheilen wollten, wie dankbar würde ich Ihnen sein. Wissen Sie wohl, Gellert war auch der Liebling meiner frommen Mutter. Und ich bin überzeugt," setzte er nach einer Pause hinzu, „daß Sie so recht die Worte dieses Dichters in seinem Geiste vorzutragen berufen sind."

Daß der Spaß, den man durch eine Deklamation aus den Gedichten des als altväterisch verschrieenen Gellert gehofft, einen solchen Ausgang nehmen würde, hatte niemand in der Gesellschaft erwartet. Da der Herr Graf diese Angelegen-

heit indeß von so ernster Seite auffaßte, hielten es auch die Umstehenden für angemessen, die bereits sehr überhandgenommene Heiterkeit einzustellen. Die spöttelnden Zitate aus Gellert's Gedichten verstummten. Josephine und Marianne sahen sich einander mit Blicken an, welche zu fragen schienen, ob der Graf eine sentimentale Komödie aufführen wolle, oder ob er plötzlich fromm geworden? Der alte Arnheim wußte gleich gar nicht, was er denken sollte, daß der allgemeinen Heiterkeit mit einemmale eine so auffallende Stille gefolgt war. Er wandte den Kopf bald rechts, bald links, während Graf Alphons unermüdlich fortfuhr, Marien zu bestürmen, ein schönes Gellertlied vorzutragen. Marie, anfänglich durch die allgemeine Aufforderung eingeschüchtert, war durch die Worte des Grafen: ‚Gellert war auch der Liebling meiner Mutter,‘ sowie durch die Verehrung, die Alphons für ihren Liebling an den Tag legte, wunderbar gestärkt worden. Nach einiger Beklemmung sprach sie: „Wenn es denn sein muß, will ich den ‚armen Greis‘ sprechen.“

„O danke, danke,“ rief der Graf, „das war auch das Lieblingsstück meiner seligen Mutter, wie oft hab' ich es von ihren frommen Lippen vernommen.“

Er wandte sich gegen das Publikum, das in

Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, in Gruppen umherstand.

„Fräulein Marie," sprach er, „wird die Güte haben, uns den ‚armen Greis' von Gellert vorzutragen."

Zugleich bot er ihr die Hand und führte sie an das Tischchen, von welchem aus auch die beiden Fräuleins vom Hause ihre Deklamationsstücke zum Besten gegeben hatten.

Da das Publikum jetzt deutlich wahrnahm, wie dem Herrn Grafen es kein bloßer Scherz mit der Deklamation Mariens, sondern vollkommener Ernst war, und wie ihm überhaupt diese Sache sehr am Herzen zu liegen schien, so nahm man eine womöglich noch gesetztere Positur an, als selbst bei den Vorträgen der beiden Fräuleins Josephine und Marianne; obschon man im Innern keineswegs gellertmäßig gestimmt war. Ganz im Hintergrunde flüsterte Schmaling dem Herrn von Sparrenberg ins Ohr: „Haben Sie nicht Ihr Gesangbuch zu sich gesteckt, wahrscheinlich kommt's noch zur Betstunde. Bei Gellert ist man bereits wohlbehalten angelangt." Eine allgemeine Stille erfolgte, aller Augen ruhten auf Marien, deren Befangenheit indeß nicht zu verkennen war.

Fidelis, der mit seinen Schulmeistern gleichfalls einen Theil des lauschenden Publikums abgab, war auf den Grafen wahrhaft erbittert.

„Es ist wahre Sünde," sprach er zu sich, „dieses arme Kind der Spottsucht eines so unheiligen Haufens preiszugeben; sie gleichsam als Folie den eitlen Hausfräuleins hinzustellen. Bei ihrer Befangenheit und wahrscheinlich auch bei ihrer Ungeübtheit muß sie Fiasko machen zum heimlichen Gaudium Josephinens und Mariannens."

Graf Alphons, dem die Befangenheit Mariens nicht entging, flüsterte ihr Muth zu und machte mit der Hand ein Zeichen, daß das Deklamatorium seinen Anfang nehme. Man konnte ein Sandkorn fallen hören, eine solche Stille trat ein.

Mit unsicherer und etwas schwacher Stimme begann Marie. Nach den Worten:

‚Um das Rhinozeros zu sehen,
(Erzählte mir mein Freund), beschloß ich auszugehen —'

war selbst die ernste Haltung des Grafen nicht hinreichend, ein leises Gekicher der blasirten Gesellschaft zurückzuhalten. Hier und da sah man, wie Taschentücher vor den Mund gehalten wurden, um den Ausbruch der Lachlust zurückzuhalten. Zum Glück, daß Marie zu sehr in ihre Aufgabe vertieft war und

von dieser Stimmung nichts wahrnahm. Sie wäre verloren gewesen. Mit immer noch unsicherer Stimme fuhr sie fort:

‚Ich ging vors Thor mit meinem halben Gulden,
Und vor mir ging ein reicher, reicher Mann,
Der, seiner Miene nach, die eingelauf'nen Schulden,
Nebst dem, was er damit die Messe durch gewann,
Und was er, wenn's ihm glücken sollte,
Durch den Gewinnst nun noch gewinnen wollte,
In schweren Ziffern übersann.‘

Mit den letztern Versen ward der Vortrag sicherer, so daß der Wohllaut, der in Mariens Stimme lag, seine Wirkung nicht verfehlte. Das Publikum ward ernster und aufmerksamer. Marie fuhr fort:

‚Herr Orgon ging vor mir, (ich geb' ihm diesen Namen,
Weil ich den seinen noch nicht weiß)
Er ging; doch eh' wir noch zu unserm Thiere kamen,
Begegnet uns ein alter, schwacher Greis.‘

Die nun folgenden Verse sprach das Mädchen in ihrer Natürlichkeit mit so rührender Innigkeit, daß sich's auch dem leichtsinnigsten Weltkinde in der Gegend des Herzens wunderbar zu regen begann. Alphons war hingerissen und Fidelis hielt entzückt den Athem an.

‚Für den, auch wenn er uns um nichts gebeten hätte,
Sein zitternd Haupt, das nur halb seine war,
Sein ehrlich fromm Gesicht, sein heilig graues Haar
Mit mehr als Rednerkünsten redte.‘

Von wunderbarer Wirkung waren nun die Worte:

.„Ach,“ sprach er, „ach erbarmt Euch mein!“‘

In das ‚Ach, erbarmt Euch mein‘ wußte das einfache Landkind einen solchen Zauber zu legen, daß einigen der Zuhörer unwillkürlich die Thränen nahe traten.

‚„Ich habe nichts, um meinen Durst zu stillen,
Ich will euch künftig gern nicht mehr beschwerlich sein,
Denn Gott wird wohl bald meinen Wunsch erfüllen,
Und mich durch meinen Tod erfreu'n.
O, lieber Gott, laß ihn nicht ferne sein!“‘

Auch diese mit einer himmelvollen Wehmuth gesprochenen Worte verfehlten ihre Wirkung nicht. Konvulsivisch packte Schmaling, ebenfalls hingerissen, den Baron am Arme.

„Magnifique, magnifique,“ wisperte er, „ein Phänomen.“

Marie, durch die Todtenstille erkennend, daß ihr Vortrag nicht ohne Eindruck bleibe, gewann immer mehr an Vertrauen und ward immer mehr Meisterin der vorzutragenden Worte. Sie folgte, was die Pausen

anbelangte, allein ihrem natürlichen Gefühl. Man erkannte, daß hier nichts Erlerntes, nichts Einstudirtes. Es war ein Sieg des richtigen Gefühls über alle Regeln der gewöhnlichen Deklamation. Nach den fast gebetartig gesprochenen Worten: ‚O, lieber Gott, laß ihn nicht ferne sein,' trat eine längere Pause ein, worauf Marie unter der bisherigen Todtenstille fortfuhr:

‚So sprach der Greis; allein was sprach der Reiche?
„Ihr seid ein so bejahrter Mann,
Ihr seid schon eine halbe Leiche,
Und sprecht mich noch um Geld zum Trinken an?
Ihr unverschämter, alter Mann!
Müßt Ihr denn noch erst Branntwein trinken,
Um taumelnd in das Grab zu sinken?
Wer in der Jugend spart, der darbt im Alter nicht". —
D'rauf ging der Geizhals fort.'

Mit den nun folgenden drei Versen:

‚— Ein Strom schamhafter Zähren
Floß von des Alten Angesicht.
„O Gott, Du weißt's!" Mehr sprach er nicht.'

brachte Marie wieder die außerordentlichste Wirkung hervor. Das: ‚Gott, Du weißt's!' sprach sie mit einer so gläubigen Hingebung, wie niemand in der Gesellschaft sich erinnerte, je diese Worte vernommen zu haben. Mit einem Eifer, als verkünde

Marie das Evangelium der ewigen Glückseligkeit, sog Graf Alphons jedes Wort von ihren Lippen, während es Fidelis immer klarer wurde, daß die Sprecherin, ein eingeborner Engel, zur Beseligung der sündigen Erdenkinder niedergestiegen aus himmlischen Wohnungen. Er hätte jetzt dem Grafen, daß er Marien zur Deklamation veranlaßt, dankbar um den Hals fallen können.

Während aber die Gesellschafterin der beiden Fräuleins vom Hause in aller Einfalt und Bescheidenheit wahrhafte Triumphe feierte, wollten Josephine und Marianne vor Neid und Eifersucht verzweifeln. Sie hatten in ihrem Hochmuthe und in ihrer Einbildung als vollendete Meisterinnen auf dem Gebiete der Deklamation es gar nicht der Mühe werth gehalten, sich nach dem natürlichen Talente Mariens zu erkundigen und ihr eine Gelegenheit zu geben, dasselbe zu zeigen. Was war auch von einer Einfalt vom Lande zu erwarten, die in ihrer schöngeistigen Belesenheit nicht über Gellert hinausgekommen. Beide Fräuleins erkannten aus der ungemeinen Aufmerksamkeit, die vonseiten der Gesellschaft dem Vortrage Mariens gezollt wurde, und aus dem tiefen Eindrucke, den sie hervorbrachte, daß nach Beendigung des Gedichtes ein Beifallssturm nicht ausbleiben werde,

gegen welchen die Lobpreisungen, die sie erhalten, in gar keinem Verhältnisse standen. Anstatt also ihnen zur Folie zu dienen, trat gerade der umgekehrte Fall ein, sie mußten ihrer dienstbaren Gesellschafterin als Folie dienen; sie, die Hochgebildeten und in der schönen Literatur so Bewanderten, einem einfachen Landkinde! Das war mehr, als ihr stolzes Herz zu ertragen vermochte. Hätten sie eine Ahnung gehabt, daß Marie, anstatt sich zu blamiren und ein Gegenstand des Scherzes und Spottes zu werden, also auftreten würde, sie hätten nimmer zugegeben, daß sie etwas deklamire.

Papa Arnheim wußte gleich gar nicht, woran er war. Nach der Beschreibung seiner Töchter galt ihm Marie als einfältiges Dorfgänschen, welches kaum die unentbehrlichen Schulkenntnisse sich angeeignet, und plötzlich stand dieses ‚Gänschen‘ als eine zweite Sophie Schröder da, jedermann entzückend und seine Töchter weit in den Schatten stellend. Wenn ihm letzteres auch nicht sehr angenehm war, so schmeichelte ihm doch andererseits wieder, daß seine Soirée den Gästen, und namentlich dem Grafen und dem Lord, einen solchen wahrhaften Genuß darbiete. Der kalte Zahlenmann war selbst ganz warm geworden ob der rührenden Einfachheit, des tiefen Gefühls, sowie

des unendlichen Wohlklanges der Stimme in Mariens Vortrage. Daß er einen solchen Schatz im Hause, hatte er nicht geahnt.

Marie fuhr in rührend einfachem Tone fort:

'Ich konnte mich der Wehmuth kaum erwehren,
Weil ich etwas mitleidig bin.
Ich gab ihm in der Angst den halben Gulden hin,
Für welchen ich die Neugier stillen wollte,
Und ging, damit er mich nicht weinen sehen sollte.
Allein er rufte mich zurück:
„Ach," sprach er mit noch nassem Blick,
„Ihr werdet Euch vergriffen haben,
Es ist ein gar zu großes Stück.
Ich bring' Euch nicht darum, gebt mir soviel zurück,
Als ich bedarf, um mich durch etwas Bier zu laben!"
„Ihr," sprach ich, „sollt es alles haben;
Ich seh, daß Ihr's verdient, trinkt etwas Wein dafür.
Doch, armer Greis, wo wohnet Ihr?"
Er sagte mir das Haus'

Hier hielt Marie wieder inne. Dann fuhr sie fort:

'Ich ging am andern Tage
Nach diesem Greis, der mir so redlich schien,
Und that im Gehen schon manche Frag' an ihn;
Allein, indem ich nach ihm frage,
War er seit einer Stunde todt.'

Wieder eine Pause. Die letzte Zeile sprach das bezaubernde Talent so ergreifend, daß viele Augen

der Thränen sich nicht zu erwehren vermochten. In tiefer geweihter Feier folgten die Worte:

‚Die Mien' auf seinem Sterbebette
War noch die redliche, mit der er gestern redte.
Ein Psalmbuch und ein wenig Brot
Lag neben ihm auf seinem harten Bette.'

Und wie aus dem Munde eines Engels des Gerichts tönte es:

‚O! wenn der Geizhals doch den Greis gesehen hätte,
Mit dem er so unchristlich redte,
Und der ihn jetzt vielleicht bei Gott verklagt,
Daß er vor seinem Tod ihm einen Trunk versagt!'

Wieder eine ergreifende Pause, worauf Marie mit den Worten schloß:

‚So sprach mein Freund und bat, die Müh' auf mich zu nehmen,
Und öffentlich den Geizhals zu beschämen.
Wiewohl ein Mann, der sich zu keiner Pflicht
Als für das Geld versteht, der schämt sich ewig nicht.'

Noch gewaltiger, als selbst Josephine und Marianne ihn gefürchtet, brach der Beifallssturm aus, als Marie geendet hatte. Graf Alphons war von dem Vortrage so ergriffen, daß er, alle gesellschaftlichen Rücksichten vergessend, sich auf sein Knie niederließ und die weiche Hand Mariens an seine Lippen zog. Auch Fidelis vergaß seine Schulmeister und alles und eilte

herbei, seine begeisterten Huldigungen Marien darzubringen. Letztere, welche in ihrer Unschuld im geringsten nicht nach dem Beifall der Menge gestrebt und das Gedicht nur so wiedergegeben hatte, wie es ihr von ihrer Mutter gelehrt worden, ward ganz schamroth ob der außerordentlichen Huldigungen, so daß sie dieselben anfänglich für Spott hielt.

Graf Alphons war wie umgewandelt. Er lebte nur für Marie. Es war, als seien weder die Töchter des Hauses noch irgendeine Dame überhaupt noch für ihn da.

Dieses auffällige Benehmen des Grafen, die so unverholenen Huldigungen bliesen das Feuer des Neides und der Eifersucht in den Herzen der beiden Fräuleins zu hellen Flammen an. Alle andern Mädchen nach sich beurtheilend, frug Josephine mit geheimem Ingrimm ihre Schwester: „Ist Dir eine größere Kokette vorgekommen als diese Person?"

„Nicht ersehen mehr kann ich dieses Bild," gab diese zurück. „Ist es doch, als sei die Soirée ihretwegen veranstaltet worden."

„Hätt' ich solches Raffinement bei dieser angeblichen Unschuld für möglich gehalten," fuhr Josephine fort, „würden wir uns wohl gehütet haben,

der Mamsell Gelegenheit zu geben, ihre Koketterie auf diese Weise an den Tag zu legen."

„Was nur dem Grafen einfiel," frug Marianne, „eine dienstbare Person zur Deklamation aufzufordern? Ich finde es nicht einmal schicklich."

„Und ihr förmlich den Hof zu machen," fügte Josephine bei, „finde ich geradezu abscheulich. Das dumme Ding muß Wunder denken, was an ihm ist. Bei mir hat sie es weg."

Während vonseiten der Damen des Hauses solch ungerecht Gericht über die unschuldige Marie gehalten wurde, bestürmte Graf Alphons den neuen Gegenstand seiner Auszeichnung, daß er noch ein Gedicht von Gellert zum Besten gebe, und ward hierin von den Gästen einstimmig unterstützt. Da auch der Herr vom Hause nicht umhin konnte, den Wunsch seiner Gäste zu dem seinigen zu machen und in Marien zu bringen, daß sie noch eine Dichtung von Gellert vortrage, so entschloß sich endlich die Gefeierte für den ‚wunderbaren Traum.' Auch dieses liebenswürdige Gedicht trug sie mit ungekünstelter Anmuth vor, daß mit den Schlußversen:

‚Ein Mädchen, rief ich aus, an das die Welt kaum dachte,
Besitzt das beste Herz? Ich rief es und — erwachte.'

die sie mit einer seelenvollen Innigkeit sprach, aber=

mals der allgemeine Beifallssturm losbrach, während Josephine, weinend vor Neid, sich in einem Nebengemach auf ein Sopha geflüchtet hatte.

Fidelis, welchem der unbehagliche Zustand der beiden Fräuleins nicht entgangen war, bedauerte vom Herzen die arme Marie.

„Gutes Kind," sprach er für sich, „Du wirst Deinen heutigen Triumph theuer erkaufen müssen. Nachdem der Graf Dir auf so unzweideutige Weise seine Huldigung dargebracht, blüht Dir in diesem Hause keine Rose mehr. Ich will nicht hoffen, daß Du Dich durch die Auszeichnungen des schönen Grafen zu thörichten Einbildungen hinreißen läßt. Wahre Dein Herz, unschuldvoller Engel Du. Du bist für Ehregott geschaffen, nicht für Alphons. Es ist übrigens gut, daß ersterer nicht zugegen war. Wohntest Du noch nicht in seinem Herzen, heute mit dem Rhinozerosse wärst Du siegreich eingezogen. Aber einen so schönen welterfahrenen und überdieß gräflichen Nebenbuhler zu haben, ist für einen armen Hauslehrer nichts angenehmes."

„Doch, was fang' ich jetzt an?" fuhr er nach einer Pause fort, „mein Zweck ist erreicht. Ich habe das Terrain hier kennengelernt. Ich habe gefunden, daß es besser ist, wenn Ehregott kündigt und sobald

als möglich sein Studium auf der Hochschule fortsetzt. Dieses blasirte Geldvolk hier ist inkurabel. Bei ihm sind Zeit und Mühe weggeworfen. Darum fort mit dem guten Kerl, je eher je lieber. Aber Marie — armes, beklagenswerthes Kind, was soll aus Dir werden? Und kann ich nichts für Dich thun? Kann ich Dich nicht in meinem Programm unterbringen? Aber nein, das geht nicht, Du gehörst ja nicht unter die Unglücklichen, Du bist für den Augenblick sogar glücklich, gefeiert, in den Himmel gehoben. Ich kann daher für Dich jetzt nichts weiter thun, als eine kleine Diversion zu Deinem Besten unternehmen, indem ich Deinen beiden erzürnten Fräuleins nach Kräften den Hof mache. Der Verlust des Grafen ist dann weniger schmerzhaft und ihr Zorn wird auf Dich, arme Marie, weniger schwer herabfallen. Ich muß der Tugend und Unschuld zu Gefallen allerdings bedeutende Spitzbüberei treiben. Ich muß reden, was ich nicht denke, und was ich denke, muß ich verschweigen. Es ist das für mich eine abscheuliche Zumuthung, aber was hilft es. Was thut man nicht einem armen schönen Kinde zuliebe? Hätte Marie nicht so unvergleichlich schön deklamirt und den Grafen zu begeistertem Anbeter gemacht, sollte mich der Teufel holen, für sie so krumme Wege zu gehen."

„Ich werde,“ fuhr er nach einer Pause fort, „mein Spitzbubenamt mit Josephinen beginnen. Bei ihr scheint es inwendig am grimmigsten auszusehen. Die Schulmeister mögen einstweilen sehen, wie sie ohne mich durchkommen.“

Die von Fidelis gesuchte Tochter des Hauses hatte soeben ihren Schmollwinkel verlassen und trat mit einem Antlitz, das nur mit Mühe den innern Sturm zu verbergen verstand, wieder in den Saal. Fidelis eilte ihr galant entgegen und sprach sein entschiedenes Bedauern aus, sie eine Ewigkeit lang vermißt zu haben. Zugleich pries er das hohe Glück, einmal recht ungestört mit ihr plaudern zu können.

Obschon Josephine diese Rede nicht recht begriff, da Fidelis, wenn er nur gewollt hätte, ja schon weit früher dieses hohe Glück, mit ihr zu plaudern, genießen konnte, so fand sich ihre mädchenhafte Eitelkeit doch nicht unwohlthuend berührt, daß wenigstens seine Lordschaft jetzt noch Anstalt traf, das Versäumte nachzuholen. Die Mädchen sind in solchen Angelegenheiten nicht unversöhnlich, sobald sie einigermaßen wahrnehmen, daß es dem Amoroso Ernst ist, frühere Vernachlässigung durch spätere Huldigung vergessen zu machen. Als jedoch Fidelis auf nicht ungeschickte Art durchblicken

ließ, daß es reine Eifersucht gegen den Grafen Alphons gewesen, die ihn in der Verzweiflung zu den Schulmeistern getrieben, heiterte sich das Gesicht Josephinens sichtbar auf. Nichts verzeiht ein Mädchen leichter als solche Eifersucht. Fidelis hatte sich den ganzen Abend nicht liebenswürdiger gezeigt. Wie der Sonnengott Phöbus Apollo verscheuchte er immer siegreicher alles Nebelgewölk in Josephinens Herzen. Das Fräulein fand den jungen Lord entzückend und der Verlust des abtrünnig gewordenen Grafen war daher bald verschmerzt. Mit innerer Wonne vernahm sie, daß Fidelis keineswegs von der Deklamation Mariens, sowie von ihrer übrigen Erscheinung so eingenommen war, wie der leicht exaltirte Graf.

„Ich mußte allerdings," sprach er gleichfalls sich entschuldigend, „am allgemeinen Sturmanlaufe aus Höflichkeit mich betheiligen — aber — unter uns, gnädiges Fräulein — es bleibt doch ein Unterschied zwischen Deklamation und Deklamation" ——

„Wie soll ich das verstehen?" frug Josephine, obschon sie den Sinn seiner Worte freudig zu ahnen schien.

„Bei der Meisterin," sprach Fidelis, sich galant gegen Josephine verneigend und das Wort Meisterin

besonders betonend, „bedarf es keiner Erläuterung über diesen Unterschied.“

„O bitte,“ erwiederte Josephine, die Bescheidene spielend, „ich muß auf solche Titel entschieden verzichten.“

„Es ist nicht zu verkennen,“ fuhr Fidelis in seiner Spitzbubenrolle fort, „das Fräulein Marie wird in ihrem Vortrage von einem glücklichen Instinkt geleitet, aber, mein gnädiges Fräulein, vergessen Sie nie die Worte des großen deutschen Liedermeisters Göthe:

‚Vergebens werden ungebund'ne Geister
Nach der Vollendung reiner Höhe streben.
Hier hilft das Tappen nichts,
Die Kunst bleibt Kunst, wer sie nicht durchgedacht
Der darf sich keinen Künstler nennen.‘

Daher muß ich Ihnen denn bekennen, daß mich sowohl Ihr Taucher, wie Fräulein Mariannens Monolog weit mehr befriedigt haben, als der zu naturalistische Vortrag der veralteten Gellertlieder.“

Josephine schwamm in einem Meere von Wonne; nur der Gedanke, warum sich Fidelis nicht unter den Lobrednern befunden, welche ihr nach beendeter Deklamation ihre Huldigung dargebracht, wollte ihr nicht recht in den Kopf. Sie sprach daher nicht

ganz ohne Vorwurf: „Und gleichwohl hatte Lord Derby vorhin kein freundlich Wörtlein für die arme Josephine!"

„Geehrtes Fräulein," entschuldigte sich Derby, „bei wahrhafter Kunstleistung laufe ich nicht gern mit der Menge, wo bei dem allgemeinen Enthusiasmus die wahre Huldigung oft übersehen wird. Ich suche mir lieber da den geeigneten Augenblick."

Jetzt waren in dem eitlen und geschmeichelten Fräulein aller Mißmuth und alle Verstimmung zerstreut. Sie gestand jetzt ebenfalls, wie sie den außerordentlichen Beifall, den Marie geerntet, nicht habe begreifen können.

Fidelis zuckte mit den Achseln.

„Der Gellert," motivirte er, „war in diesem Zirkel etwas vollkommen Neues und alles Neue und Ungewohnte übt einen gewissen Reiz aus. Marie mag morgen ihr Rhinozeros nochmals vorführen und Sie werden sehen, wie gering der Erfolg sein wird."

Fidelis näherte sich jetzt immer mehr seinem Ziele, das ihn zum Heuchler und Schmeichler gemacht, eine Rolle, die ihm sehr zuwider war.

„Das Schlimmste bei der ganzen Sache ist," fuhr er in seiner Unterhaltung mit der glücklichen

Josephine fort, „daß man die Kleine durch den übertriebenen Beifall etwas eitel gemacht haben wird."

Diese Worte waren Wasser auf Josephinens Mühle. Sie legte sofort den entschiedensten Willen an den Tag, daß sowohl sie, wie ihre Schwester Marianne, nach Kräften bemüht sein würden, dem jungen Mädchen die Eitelkeit auszutreiben.

Hierher wollte Fidelis das Fräulein haben.

„Es ist das sehr wünschenswerth," gestand er zu, „denn nichts wirkt nachtheiliger auf ein junges Kind, als wenn man ihm Dinge in den Kopf setzt, hinter denen nichts ist. Ich halte es daher sogar für Pflicht, daß sowohl Sie, wie Schwester Marianne, dafür Sorge tragen, den bösen Feind der Eitelkeit und Gefallsucht bei Marien nicht aufkommen zu lassen."

„Es soll geschehen," betheuerte Josephine.

„Indeß," fuhr Fidelis fort, „wäre vor allen Dingen die Art und Weise in Berathung zu ziehen, auf welche hier zu verfahren. Nach meinem Dafürhalten ist das Allerbeste, daß Sie, mein schönes Fräulein, wie auch Schwester Marianne, in Ihrem zeitherigen Verhalten gegen die Gesellschafterin durchaus keine Veränderung eintreten und um Himmelswillen nicht durchblicken lassen, als fühlten Sie sich

durch Mariens wohlfeilen Triumph im geringsten verletzt. Sobald die Kleine nur entfernt herausfühlt, daß der Beifall, den sie gefunden, Ihnen unangenehm, ist alles verloren. Also versprechen Sie mir, werthestes Fräulein, versprechen Sie mir mit der Hand, gegen Marie ganz das zeitherige, freundliche Verhalten beizubehalten und überhaupt zu thun, als ob die heutige Soirée gar nicht stattgefunden."

Fidelis bot seine ganze Beredtsamkeit auf, das Fräulein, dem in seiner Eifersucht eine so resignirende Politik durchaus nicht zusagte, in seinem Sinne zu bearbeiten. Er wußte seinen guten Rath mit solcher Ueberredungskunst zu vertheidigen, daß Josephine endlich nicht nur mit Hand und Mund gelobte, sich seinem Willen zu fügen, sondern auch dafür zu sorgen, daß ihre Schwester ein Gleiches thue.

Auf diese Art war Fidelis bemüht gewesen, dem Zorn der beiden Schwestern in Betreff Mariens bedeutend Zaum und Zügel anzulegen.

Der Graf Alphons hatte sich, während Fidelis den kleinen Spitzbuben spielte, fast nur mit Marie beschäftigt. Je länger diese Unterhaltung währte, desto mehr ward er von ihrer Natürlichkeit, ihrem frommen Sinne, dem Wohllaute ihrer Stimme zauberhaft gefesselt. Der Graf gehörte zu jenen Charakteren, die

außerordentlich leicht Feuer fangen, wo aber die Wogen der Leidenschaft sich ebenso schnell wieder verlaufen. Es fehlte daher auch heut nicht viel, daß der junge exaltirte Mann der liebenswürdigen Marie in aller Form seine Liebe gestanden und sein Herz zu ihren Füßen gelegt hätte.

Sparrenberg hatte infolge des Benehmens des Grafen gegen Marie größeres Terrain bei Mariannen gewonnen, die sich zu ihrem nicht geringen Verdruß von den beiden Notabilitäten der Soirée auffällig vernachlässigt fand. Um sich also sowohl an dem Grafen, wie an Fidelis zu rächen und ihren Verdruß nach Kräften zu verbergen, war sie auffallend freundlich gegen ihren alten Anbeter, durch welche unerwartete Huld der Glückliche in den dritten Himmel erhoben wurde.

Mitternacht war vorüber, als die Soirée des Bankiers Arnheim ihr Ende erreicht hatte. Dem für das Wohl Mariens so besorgten Fidelis war es kurz vor seinem Aufbruche auch noch gelungen, Mariannen für die Politik zu gewinnen, welche er Josephinen mit solcher Beredtsamkeit anempfohlen. Beide Fräuleins hatten heilig und theuer gelobt, von den Triumphen Mariens gar keine Notiz zu nehmen und in ihrem Verhalten gegen dieselbe durchaus keine Veränderung eintreten zu lassen.

Als Fidelis in seinem Hôtel die Treppen emporsteigen wollte, trat ihm auf der Hausflur Herr von Sparrenberg mit vieler Höflichkeit und der Anfrage entgegen, ob der Herr Lord einer kleinen, aber gewählten Gesellschaft nicht die Ehre geben wolle, an einer Partie Pharao theilzunehmen.

Obschon Fidelis durchaus kein Freund vom Hazardspiel war, interessirte ihn dasselbe doch insofern, als man nirgends anders als beim Hazardspiele solche Menschen- und Charakterstudien anstellen kann, weil hier gerade die verderblichste aller Leidenschaften ihr unheimliches Wesen treibt. Der Lord nahm, zumal er noch keine Ermüdung verspürte, die Einladung Sparrenberg's an und folgte demselben durch einen langen Gang nach einem ziemlich abgelegenen Zimmer, dessen Thür sich auf dreimaliges leises Klopfen aufthat, und wo das freundlich erleuchtete grüne Schlachtfeld der Fortuna bereits von einer Anzahl Pointeure besetzt war. Man wies dem eintretenden Fidelis mit aller Höflichkeit einen der bequemsten Plätze an, sein Geld zu verlieren. Die beiden Kurländer, deren Schmaling gegen Sparrenberg auf der Soirée Erwähnung gethan, schienen bereits ziemlich gerupft zu sein und betheiligten sich am Spiele mit sehr verdrossenen Mienen. Sie poin-

tirten ziemlich hoch und trugen bei anhaltendem Malheur sehr wesentlich bei, den Bankbestand anständig zu vermehren.

Noch mehr als die beiden Kurländer, welche sehr bemittelt, wo nicht reich zu sein schienen, interessirte Fidelis ein junger Mann, der von den beiden Bankhaltern Schmaling und Sparrenberg mit vieler Zuvorkommenheit in Affektion genommen wurde, dessen Champagnerglas man bemüht war, beständig in Füllung zu erhalten, in dessen Innern aber es keineswegs fröhlich, sondern im Gegentheil sehr verzweifelt auszusehen schien.

Louis Simon war der Sohn braver Eltern, und als kaufmännischer Reisender auf seiner ersten Geschäftsreise begriffen. Weinlaune und Verführung hatten den armen jungen Mann zum erstenmal in seinem Leben an einen Hazardspieltisch geführt, und der böse Dämon des Spiels hatte den Unglücklichen bereits mit seiner Geierskralle gefaßt.

Wie so oft im Leben vorgekommen, der Jüngling war erst nach langem, langem Zureden und nachdem die Verführer durch Champagner nichts verabsäumt, alle moralischen Einwendungen niederzuschlagen, an die verderbenschwangere Tafel getreten. Er hatte sich heilig und theuer gelobt, nur wenige

Thaler zu wagen. Man reiche aber dem Satan den kleinen Finger, wie bald hat er die Hand und den ganzen Menschen. Nichts ist für jemand, der zum erstenmale an den Hazardtisch tritt, verderblicher, als wenn ihm anfangs Fortuna lächelt, und in der Regel versteht Satan die Karten also zu mischen. So auch dießmal. Champagnerselig und im Glücke sitzend konnte sich Simon kein herrlicheres Leben auf Erden denken; aber die Klaue des Bösen sollte nur zu bald zum Vorschein kommen und sich fühlbar machen. Der schöne Gewinn eilte ebenso schnell, wie er gekommen, in die Bank zurück, ihm folgte die für das Spiel bestimmte Summe. Der junge Mann wollte jetzt, um eine Erfahrung reicher, aufhören, als man ihm eifrig zuredete, seinem Glück nachzugehen. Fortuna sei launisch und kehre wieder. Ein Glas rasch getrunkenen Champagners verscheuchte auch dießmal die Bedenklichkeit. Der junge Mann eilte auf sein Zimmer, steckte größere Barschaft zu sich und versuchte sein Glück von neuem. Es blieb entschieden abhold. Jetzt erst erwachte die eigentliche Leidenschaft. Auch die nachgeholte Barschaft war bald von der Bank verschlungen. Er saß einen Augenblick wie vernichtet. Was jetzt beginnen? Ihm war kaum soviel geblieben, die Wirthshausrechnung zu

bezahlen, und noch sollte er ganze vierzehn Tage unterwegs bleiben. Wovon diese Zeit leben? Da flüsterte Satan die Worte in seine Seele: „Da hast fünfhundert Thaler für Deinen Prinzipal eingenommen. Du leihst Dir fünfundzwanzig Thaler. Eine einzige glückliche Taille bringt den ganzen Verlust wieder." Krampfhaft faßte er ein neues Glas Champagner und stürzte es hinunter. Das klare Denken und Ueberlegen unterlag immer mehr der Leidenschaft. Nach wenig Minuten war der erste Schritt auf dem Wege des Verbrechens gethan. Simon hatte anvertrautes Geld angegriffen und auch dieses verspielt. Als Fidelis an der Tafel Platz nahm, spielte der Unglückliche bereits mit den zweiten fünfzig Thalern anvertrauten Gutes. Lord Derby, welcher zu nicht geringem Verdruße der Bankhalter nur Eine Karte spielte und dieselbe sehr mäßig besetzte, hatte Gelegenheit, die ganze Höllenleiter der Leidenschaft und Seelenfolter auf dem verzerrten Antlitze des jungen Spielers zu beobachten. Er erkannte bald, daß Simon ein Neuling und ein Opfer gewissenloser Verführung geworden sei. Er ergrimmte im Innersten über die beiden Bankhalter, die gewissenlos genug waren, den unglücklichen jungen Mann durch immer neuen Champagner mehr und mehr zu be-

täuben. Als der aufwartende Diener auf einen Wink Sparrenberg's auch Fidelis ein schäumendes Glas darbot, sagte dieser nicht ohne Beziehung auf Simon: „Danke, der wahre Spieler trinkt Zuckerwasser."

Diese Bemerkung ward vonseiten des Barons nicht eben mit dem freundlichsten Blicke aufgenommen. Plötzlich verschwand der junge Spieler, Verzweiflung auf dem Antlitze, abermals vom Spieltische und kehrte mit neuem Gelde zurück. „Das kann unmöglich ein gutes Ende nehmen," dachte Fidelis bei sich. Er hatte erfahren, daß der junge Mann Handelsreisender sei, ein Stand, der nicht selten über bedeutende Summen fremden Geldes zu verfügen habe, und eine böse Ahnung durchzuckte sein Innerstes. Sein menschenfreundlich Herz zitterte bei dem Gedanken, daß der verführte Jüngling, welchen die Spielfurie mit aller Macht erfaßt hatte, mit anvertrautem Gute spiele. Da der junge Simon, wie das bei bedeutendem Verlust vonseiten der Spieler gewöhnlich vorkommt, immer rücksichtsloser hoch spielte und das schöne Geld der Bank ordentlich mit Gewalt in den Rachen warf, so konnte Fidelis dieses unselige Spiel nicht länger ruhig mitansehen; und als Simon wieder eine Karte wie im halben Wahn-

sinn unverhältnißmäßig hoch mit Geldstücken belastete, sprach er: „Auf diese Weise werden Sie das Glück nicht zwingen."

Sparrenberg, den es schon lange im Innern wurmte, daß Fidelis nicht höher spiele und nicht einfältig genug war, bedeutende Summen zu verlieren, rügte die wohlgemeinte Mahnung des Fidelis mit den Worten: „Man störe niemandes Spiel."

Jetzt kochte es im Innern des jungen Briten. Doch bezwang er sich noch.

Das Aufstehen des jungen Simon, um frisches Geld zu holen, wiederholte sich noch einigemal. Die Verzweiflung auf seinem Gesichte sprach sich immer deutlicher aus, ohne daß der unglückselige Zustand auf die Bankhalter den geringsten Eindruck hervorgebracht hätte. Im Gegentheil sah man, wie sich die Behaglichkeit, jemehr der Gold- und Silberhaufen der Bank zunahm, auf ihren Gesichtern aussprach.

Als der unglückliche Spieler, nachdem er in rasenden Spielsätzen abermals eine nicht unbedeutende Summe verloren, von neuem wie wahnsinnig aufsprang, um neues Geld zu holen, sprach Fidelis zu sich: „Jetzt ist dieser entschieden unglücklich und es schlägt in mein Programm, daß ich dem Verzweifelten zu Hilfe eile."

Er verließ gleichfalls seinen Platz und ging schnellen Schrittes dem Voranstürzenden nach.

Mit befremdlichen Blicken schauten die Bankhalter dem jungen Lord nach. Doch hatte das Spiel seinen ununterbrochenen Fortgang.

Fidelis trat in demselben Augenblicke in das Zimmer des jungen Simon, als er die letzten zwei fünfzig Thaler Rollen mit konvulsivischer Hast aus dem Pulte nahm, um auch diesen letzten Rest des anvertrauten Gutes dem Moloch der Leidenschaft zu opfern.

„Halt, junger Mann," sprach Fidelis, indem er ihm den Ausgang vertrat, „spielen Sie nicht mehr!"

„Lassen Sie mich," drängte verzweifelt der Spieler, da er es nicht erwarten konnte, den unglückseligen Spieltisch wieder einzunehmen.

„Nein," erwiederte Fidelis, „ich lasse Sie nicht, Sie sind nicht auf rechten Wegen. Spielen Sie nicht weiter!"

„Herr, wie können Sie sich unterstehen!" rief Simon.

„Ich werde mein Benehmen rechtfertigen, sobald Sie ruhig geworden. Setzen Sie sich hier aufs Sopha. Ich meine es gut mit Ihnen."

Er drängte ihn mit Gewalt zum Niedersitzen.

„Ich bin verloren, wenn Sie mich nicht lassen,“ fuhr der junge Mann angstvoll fort und wollte sich losreißen.

„Sie sind verloren, wenn ich Sie loslasse,“ versetzte Fidelis, indem er den Unglücklichen festhielt, „wie viel haben Sie verloren?“

„Ueber vierhundert Thaler.“

„Und was wollen Sie thun, wenn Sie auch diese Rollen hier verloren haben?“

Ein verzweiflungsvoller Seufzer rang sich aus der krampfhaft arbeitenden Brust des Unglücklichen.

„Was wollen Sie thun, wenn Sie auch dieses Geld verloren haben?“ wiederholte Fidelis in ernstem Tone.

„In den Tod gehen,“ tönte es dumpf.

„Pfui, schämen Sie sich,“ sprach Fidelis, „wissen Sie nicht, daß Gott auch den Verirrten ein lieber Vater ist?“

„Für mich gibt es kein Erbarmen, lassen Sie mich!“ Er war von neuem bemüht, sich loszuarbeiten. Aber je größere Anstrengung er machte, desto fester hielt ihn der junge Brite.

„Es soll Ihnen ja geholfen werden, wenn Sie nicht weiter spielen.“

„Mir ist nicht zu helfen, so ich nicht die vierhundert Thaler wiedergewinne.“

„Sie sollen die vierhundert Thaler haben, nur spielen Sie nicht mehr.“

Simon schaute stier auf; er vermochte diesen Gedanken nicht zu fassen.

„Ich will Ihnen die vierhundert Thaler solange vorstrecken, bis Sie sich einst in Verhältnissen befinden, sie mir wieder zu erstatten.“

Der junge Mann glaubte zu träumen.

„Ich spreche die Wahrheit,“ fuhr Fidelis fort, „ich kann diese Summe ohne Opfer entbehren, nur müssen Sie mir heilig geloben, nie wieder Hazard zu spielen.“

Zu gleicher Zeit zog der Lord ein Portefeuille hervor und langte eine Hundert-Pfundnote hervor, die er dem Sprachlosgewordenen darreichte.

„Decken Sie hiermit Ihr Defizit und geben Sie mir das Uebrige zurück.“

„Engel in Menschengestalt, wer bist Du,“ rief der junge Kaufmann, vor Fidelis niederstürzend, „o, wenn Dein Mund die Wahrheit spräche.“

„Ich bin kein Engel, aber die Wahrheit spreche ich,“ versetzte der Lord, „doch jetzt in dieser verhängnißvollen Stunde Ihres Lebens schwören Sie,

nie wieder sich der fluchwürdigen Leidenschaft des Hazardspiels hinzugeben: Sie werden hoffentlich empfunden haben, daß hinter dieser Leidenschaft unmittelbar der Teufel steckt."

„Ja," versetzte tief aufathmend Simon, „das hab' ich empfunden, doch wie bin ich Sünder der Barmherzigkeit Gottes werth, die sich mir in Ihnen offenbart?"

Nachdem er in die Hand des Lords das feierliche Gelöbniß des Nichtwiederspielens abgelegt, sprach letzterer: „Gehen Sie jetzt nicht wieder hinab zu den Spielern, die es nicht gut mit Ihnen meinen, ich werde Sie entschuldigen."

„O mich schaudert vor diesem Abgrunde der Hölle; doch wie soll ich, Edelster, Ihnen aus dem Grunde meines Herzens danken?"

„Nicht mir brauchen Sie zu danken," versetzte Fidelis, „sondern danken Sie Gott, der mich gesandt hat, Sie aus Teufelskrallen zu erlösen und vor dem Untergange zu bewahren."

Mit diesen Worten reichte er dem Unglücklichen die Hand und kehrte in das Spielzimmer zurück. Der junge Kaufmann aber warf sich auf die Knie und seine Augen strömten über im dankbaren Gebete zu Gott.

Gleichmüthig, als ob nichts vorgefallen, nahm Fidelis wieder seinen Platz am Spieltische und fuhr fort sein Blatt mit dem gewohnten mäßigen Point zu besetzen. Bereits wiederholt hatte von Sparrenberg nach der Thür geschaut, immer in der Hoffnung, daß das ohnehin so gerupfte Opfer, der junge Kaufmann, von neuem hereintreten solle. Als ihm dessen Außenbleiben endlich doch zu lange währte, frug er: „Wo bleibt nur Herr Simon?"

Mit großer Ruhe antwortete Fidelis: „Herr Simon wird nicht weiter spielen."

Keine unangenehmere Antwort konnte an Sparrenberg's Ohr tönen. Er ahnte, daß Fidelis im Spiele und ergrimmte im Innersten; doch verbiß er seine Wuth und frug so gleichgiltig wie möglich: „Was mag den jungen Mann bewogen haben, sein Glück nicht weiter zu versuchen?"

„Ich hab' ihm abgerathen," erwiederte Fidelis in eben so gleichgiltigem Tone.

„Man muß gestehen," versetzte Sparrenberg, „eine Bevormundung eigener Art."

Bei Fidelis fehlte jetzt gar nichts mehr, daß er dem Herrn Bankhalter sein Livret ins Gesicht geschleudert hätte. Doch siegte nochmals seine Selbstbeherrschung. Er verschluckte die Beleidigung und

spielte weiter, anscheinend so ruhig als habe er nichts vernommen.

Diese Ruhe brachte den von Sparrenberg vollends in Harnisch. Es empörte ihn, daß dieser Engländer nicht nur das Schlachtopfer ihm aus den Zähnen gerückt, sondern auch noch that, als ob das weiter gar nichts zu bedeuten habe. Sein böser Genius flüsterte ihm den Gedanken zu, sich dafür an Fidelis zu rächen. Nach einer ziemlichen Pause frug er: „Spielt man im reichen England in der Regel so —" er murmelte dabei ein Wort, das Fidelis zwar nicht verstand, dessen Sinn aber leicht zu errathen war.

„Ei, wo denken Sie hin," lachte der junge Lord, „da spielt man ganz anders."

„So!" höhnte Sparrenberg, „dürfte man vielleicht bitten, von welcher Beschaffenheit diese englische Spielart?"

„Ich weiß nicht, ob es gestattet ist, sie hier anzuwenden."

Sparrenberg, der bei der jetzt bedeutend angewachsenen Bank nichts sehnlicher wünschte, als daß Fidelis ebenfalls tüchtig anlaufe, und die Worte des jungen Briten dahin auslegte, ob die Bankhalter

auch sehr hohe Sätze annehmen, erwiederte: „Bitte, geniren Sie sich nicht, bei uns ist kein Satz beschränkt.“

„Eh bien,“ rief jetzt der junge Lord, „wenn Sie durchaus wissen wollen, wie man in England spielt. So spielt man in England!“

Damit warf er sein Portefeuille auf den Gold- und Silberhaufen, daß einzelne Geldstücke klirrend voneinander rollten.

„Va banque auf die Neun!“

Sparrenberg entfärbte sich. Einen solchen Staatsstreich hatte er allerdings bei dem zeitherigen so vorsichtigen Spiele des jungen Briten nicht für möglich gehalten. Gleichwohl blieb ihm nach der soeben gethanenen Aeußerung, daß kein Satz beschränkt sei, nichts übrig, als das Spiel auf Leben oder Tod anzunehmen. Sämmtliche Spieler, namentlich der Banktheilhaber Schmaling, befanden sich in der höchsten Spannung und Aufregung.

„Attention!“ rief einer der gerupften Kurländer, indem er mit der Hand nach seinem Satz griff. „Gilt es mit rein und 'raus?“ Er wollte damit anfragen, ob die stehenden Sätze, bevor die entscheidende Neun erschien, im Falle des Gewinns ausgezahlt und bei Verlust eingezogen würden?

„Allerdings," erwiederte Fidelis, „lassen sich die Herren in Ihrem Spiele durchaus nicht stören."

Mit einer Hand, die ein leises Zittern nicht ganz unterdrücken vermochte, zog jetzt Sparrenberg ab. Alle Anwesenden hielten den Athem an; nur Fidelis bewahrte seinen alten Gleichmuth.

Das verhängnißvolle Spiel um die gesammte Bank begann. Man stand noch im Anfang der Taille. Mit etwas heiserer Stimme begann Sparrenberg: „Die Sieben und der König — die Drei und der Bube, das As und die Sechs, die Sieben und die Zehn, die Zwei und die Dame, — die — Neun" — hier holte der Bankhalter tief Athem — „und die Drei."

Fidelis hatte verloren, doch als ob nichts vorgefallen, sprach er: „Da die Taille noch nicht zu Ende, die Bank noch einmal auf die Neun!"

Da Sparrenberg zögerte, den Satz anzunehmen, indem er den Zweifel durchblicken ließ, ob auch in dem Portefeuille die erforderliche Deckung vorhanden sei, öffnete Fidelis rasch das Portefeuille und zog eine fünfhundert Pfundnote so weit hervor, daß sie von den Anwesenden hinreichend erkannt werden konnte. Das Spiel hatte seinen Fortgang und die Folter der Bankhalter begann von neuem, während

Fidelis mit größter Aufmerksamkeit die Hände des Abziehenden fixirte, um einem im vorliegenden Falle nicht ganz undenkbaren Corriger la Fortune vorzubeugen. Wieder tönten die verhängnißvollen Worte: „Die Dame und die Vier, das As und die Sechs, die Zehn und der König, die Zehn und die — Neun." Fidelis hatte die Bank gewonnen, ruhig steckte er sein Portefeuille in die Brusttasche und sagte zu den anwesenden Pointeuren: „Da ich Herrn von Sparrenberg bloß ein Beispiel von der Art und Weise geben wollte, wie in England gespielt wird, so will ich außerdem das Spiel im geringsten nicht stören. Dieses gewonnene Bankkapital steht recht gern jedem der Herren, so er die Bank für seine Rechnung übernehmen will, zu Diensten, damit das Spiel keine Unterbrechung erleide."

Der Zustand der beiden gesprengten Bankhalter ist schwer zu beschreiben. Nicht nur das von beiden zusammengeschossene Grundkapital, sondern auch der sehr ansehnliche Gewinn war mit einem Schlage verloren gegangen. Schmaling, dessen letzte Louisd'ors auf- und davongeflogen, und der sich bereits im Stillen des schönen Gewinns erfreut hatte, war wüthend auf Sparrenberg, dem er die Schuld gab, den

jungen Lord unnöthigerweise gereizt zu haben, wodurch das ganze Malheur entstanden.

Als Sparrenberg Fidelis' Vorschlag hörte, das Kapital zu einer neuen Bank herzugeben, hoffte er wenigstens auf diesem Wege dem eigenen Verluste in etwas beizukommen. Auch Schmaling war damit einverstanden. Die beiden nahmen also das Erbieten des jungen Briten dankbar an. Die Bank ward abgezählt, wo sich zu nicht geringem Verdruße ein sehr bedeutender Gewinn herausstellte, und das Spiel nahm seinen Fortgang. Fidelis spielte jetzt, um den beiden bestraften armen Teufeln wieder etwas zuzuwenden, einen höhern Satz als zeither. Er verlor mit Willen nicht unansehnlich; gleichwohl verblieb ihm nach beendigtem Spiel noch eine ansehnliche Summe. Er verwendete dieselbe nicht für sich, sondern beschloß, seinem liederreichen Freunde, dem Kupferschmied, der im Begriff stand, sich in seiner Heimat als Meister niederzulassen, eine kleine Besitzung zu kaufen. Auf diese Weise hoffte er das Sündengeld, wie er das Spielgeld nannte, am besten anzulegen. Das Spiel selbst währte noch tief in die Nacht. Doch erlaubte sich Herr von Sparrenberg keine weitern Bemerkungen über Fidelis als Pointeur, noch viel weniger verlangte

er die Art und Weise, wie man in England spiele, nochmals kennenzulernen.

## Viertes Kapitel.

Der erhabene Augenblick, wo Apollonius Hornickel der hinterasiatischen Gesandtschaft sein Muttermal vorzeigen sollte, war erschienen. Die Feier, die, je näher dieser Augenblick heranrückte, auf dem Gesichte des Strichelius ruhte, war unbeschreiblich. Es war die Veranstaltung getroffen worden, daß die Enthüllung Hornickel's nicht am Tage, sondern in feierlicher Nachtstunde vorgenommen werden sollte. Es lag im Interesse beider Parteien, in dieser Angelegenheit die größte Vorsicht und strengste Verschwiegenheit zu beobachten.

Wie die lächerlichste Idee bei Jemandem, dem sie fort und fort eingeredet wird, zur glaubhaftesten und endlich fixen Idee werden kann, davon lieferte auch der in andern Dingen ziemlich mißtrauische Wucherer den schlagendsten Beweis. Hornickel war endlich dermaßen von seiner hohen Bestimmung infolge des Familienwappens der Kahameda überzeugt, daß er sich bereits als Herrscher zu fühlen begann. Von

diesen Herrscherlaunen hatte Strichelius viel zu leiden, doch ertrug er sie mit einer Geduld und Unterwürfigkeit, die Bewunderung verdienten. Er wußte, daß er seine Rolle, die namentlich dem Fidelis vielen Spaß machte, nicht umsonst spielte, und daß sein künftiges Glück davon abhänge, falls das Abenteuer mit Hornickel zur Zufriedenheit des Unternehmers zu Ende geführt werde.

Apollonius Hornickel ging in dem erleuchteten Obergemache seines Hauses, dessen Fenster gegen die profane Neugier der Außenwelt dicht verhüllt waren, in etwas phantastischem Kostüm, welches Strichelius expreß bei einem Schneider der Residenz hatte anfertigen lassen, gedankenvoll auf und nieder und hielt wie Wallenstein Monologe.

‚Denn an der nächsten Stunde Wechsel knüpfte
Der ahnungsvolle Geist die fernste Zukunft.‘

Nur war der Inhalt des Selbstgesprächs ein etwas anderer als der des Generalissimus im dreißigjährigen Kriege.

„Ich seh' nicht ein, was ich riskire," sprach er zu sich, „wenn mir es als Kahameda nicht gefällt, leg' ich die Krone nieder und abdizire, ein Fall, der in der Fürstengeschichte nicht vereinzelt dasteht. Hoffentlich wird die Regierung soviel abwerfen, daß ich

später wenigstens als Graf zu leben habe. Gefällt mir's jedoch, laß ich meine Tochter nachkommen, sowie eine Anzahl Honoratioren von Kirchberg und Landbauer. Ich umgebe mich mit einem europäischen Hofstaate und verpflanze abendländische Kultur nach dem Morgen. Aber vorerst muß ich wissen, woran ich bin, wie sich die hinterasiatische Landschaft ausnimmt, und ob mir die dortige Luft zusagt. Ich bin leicht enrhümirt. Und Stockschnupfen ist bloß eine Angewohnheit des Pöbels, eine Maladie, die sich für hohe Personen durchaus nicht schicken will."

Nach einer Pause fuhr er fort: „Seltsames Geschick das mit dem Thiere da auf der Schulter. Aber bei angestrengtem Nachdenken bemerke ich, daß doch mehr dahintersteckt. Ich trug das Thier mein Lebenlang und hatte keine Ahnung von der Bedeutung. Jetzt ist das anders. Ich fühle die höhere Bedeutung. Ich fühle königliche Wallungen und erfreue mich zeitweise königlicher Anschauungen. Ich vermag jetzt schon die Entrüstung nicht mehr zu fassen, die mich überkam, als die Baumeisterei in die Wicken ging. Letzterer Ausdruck scheint mir nicht ganz königlich. Ich muß in dieser Beziehung mehr auf mich aufpassen. Selbstbeherrschung heißt die große Kunst der Könige."

„Doch wo der Strichelius bleibt," frug Hornickel nach der Uhr schauend, „er könnte da sein. Daß es mit der Ratte seine Richtigkeit, dafür ist dieser Strichelius gleichfalls ein lebendiger Beweis. Dieser Mensch ist wie umgewandelt, ein Sklave, wie ich ihn mir nicht besser wünschen kann. Und was hat mich dieser Kerl ehedem malträtirt, lieber zehn Hornisse auf dem Leib als diesen malitiösen Blutsauger. O, das ist ein Pfiffikus. Sein Posten als Stück diplomatische Person mag ihm schönes Geld abwerfen; sonst hätte er mich längst wieder angepumpt. Er scheint sich an dieser hinterasiatischen Gesandtschaft hinlänglich sattgesoffen zu haben, so voll wie seine ehemaligen Blutegel."

Wieder erfolgte eine Pause, in welcher Apollonius nachdenkend auf- und abging.

„Daß ich," sprach er weiter, „das gesammte Bettelvolk von Kirchberg fettmachen soll, ist allerdings eine gräßliche Zumuthung. Auch die Auszahlung der Witwe Friedberg ist wahrhaft himmelschreiend. Mit Fischel'n wollt' ich mir die Sache gefallen lassen, der nimmt mit einem halben Häring per Tag vorlieb. Nun, soviel kann ich behaupten, gerne thu' ich diese Wohlthaten nicht; ich habe für mein schweres Geld nicht einmal den Ruhm davon.

Was hilft mir's, wenn die Kirchberger meine Wohlthaten erst nach meinem Tode erfahren, wie nachträglich die hinterasiatischen Satzungen verlangen. Was hilft mir's, wenn mich die dankbar gerührte Bürgerschaft nach meinem Tode aushauen und auf ein Postament stapeln läßt? Was heißt Nachruhm?"

Während Hornickel in solchen und ähnlichen Betrachtungen auf- und abging, trat Strichelius leise ins Zimmer und nahte sich ehrfurchtsvollst.

„Mirza ben Hafiz," frug er, „lassen anfragen, ob Hoheit wünschen, daß die Enthüllung des Familienwappens der Kahamedas mit oder ohne vorgenommen werden soll?"

„Was soll das heißen mit oder ohne?" frug Hornickel.

„Mit oder ohne Zeremonien?"

„Worin bestehen diese Zeremonien?"

„Daß indische Kerzen flammen, und aus indischen Schalen indische Dämpfe aufsteigen."

„Sag' Er dem Herrn Gesandten meinen schönen Empfehl, das wären zu kostspielige Dinge, und ich wolle mich meinen künftigen Unterthanen als sparsamer Hausvater zeigen."

„Hoheit haben zu befehlen. Alsdann lassen

Mirza ben Hafiz anfragen: Ob Hoheit das übliche Bad belieben?"

„Was für ein übliches Bad?"

„Es verlangt die Sitte, daß vor Besichtigung des Familienwappens der jedesmalige Inhaber ein Bad nimmt, doch ist diese Sitte nicht unumgänglich nöthig."

„Werd' ich mich in so später Abendzeit baden? Er kennt meinen Rheumatismus."

„Hoheit haben zu befehlen."

„Ja, so befehle ich, daß das Bad in Wegfall kommt."

„Alsdann wünschen der Herr Gesandte zu wissen, ob die Okularinspektion diplomatisch oder familiär vorgenommen werden soll?"

„Was soll denn das wieder heißen?"

„Diplomatisch würde der Herr Mirza ben Hafiz in der Eigenschaft als Gesandter auftreten, familiär aber ganz en famille, als junger fideler Bursch. Die Okularinspektion hat dieselbe Kraft und Weihe."

„Wenn ich mir von meiner Würde nichts vergebe," meinte Hornickel, „möchte ich die familiäre Inspektion der diplomatischen vorziehen. Sie ist nicht so angreifend."

„Vergeben thun sich Hoheit durchaus nichts. Die Sache wird nur gemüthlicher.“

„Aber wann werde ich das Vergnügen haben, den Herrn Gesandten begrüßen zu können und von Angesicht zu Angesicht kennenzulernen?“

„Seine Exzellenz haben mit ihrem Gefolge bereits den goldenen Wallfisch verlassen und warten in einiger Entfernung der letzten Befehle von Hoheit. Um alles Aufsehen zu vermeiden, hat die Gesandtschaft keinen aristokratischen Wagen bestiegen, sondern den bescheidenen Weg zu Fuße vorgezogen. Da Hoheit auf alle Zeremonien verzichten und die familiäre Okularinspektion des Familienwappens der diplomatischen vorziehen, so werden sich Hoheit wundern, welchen fidelen Gesellen Hochdieselben in dem Herrn Gesandten werden kennenlernen. Sobald er die beengende Etikette abgestreift, ist Mirza ben Hafiz das gemüthlichste Haus unter der Sonne.“

„Bei einer so hochgestellten diplomatischen Person,“ rügte Apollonius, „bedient man sich nicht des gemeinen Ausdrucks ‚Haus‘: merke Er sich das.“

„Hoheit verzeihen, der alte Adam stößt mich zuweilen noch in Nacken.“

„Ueberhaupt,“ fuhr Apollonius nicht ohne Strenge fort, „muß ich, für den Fall Er in meine Dienste

tritt, es zur ausdrücklichen Bedingung machen, daß Er den alten Adam gänzlich auszieht und ins Wasser wirft.“

„Hoheit,“ erwiederte Strichelius, „das hab' ich bereits vor einiger Zeit gethan, ich hab' ihn ausgezogen und ins Wasser geworfen; aber der Rakker kann schwimmen. Doch ich eile jetzt von den Wünschen Ew. Hoheit die Gesandtschaft in Kenntniß zu setzen, und werde die Ehre haben, Hochdieselbe einzuführen.“

„Thu' Er das,“ sprach Hornickel, „doch zuvor noch ein Wort.“

„Ich bin ganz Ohr, Hoheit.“

„Es würde sich wohl schicken, wenn ich der Gesandtschaft ein Glas Wein vorsetzte, dazu vielleicht etwas kalt aufgeschnitten mit Wurst oder Käse.“

„Ist nicht nöthig,“ erwiederte Strichelius, „die Sache selbst ist zu ernst, wozu eine gewisse feierliche Stimmung unerläßlich, die durch den Genuß des Käses in Gefahr liefe, getrübt zu werden.“

„Mir umso lieber,“ nickte Apollonius, „so erspare ich mein Geld.“

Strichelius entfernte sich und kehrte nach kurzer Zeit mit der hinterasiatischen Gesandtschaft zurück, welche aus niemand Anderem als aus Fidelis, seinem

Diener James und dem Studenten Moritz Bachmann bestand, welcher letztere die Rolle des Mohren übernommen hatte.

Die gegenseitige Begrüßung ging nicht ohne die gemessene Feierlichkeit vorüber, wobei die vier Spaßvögel sich allerdings die möglichste Mühe geben mußten, vor Lachen nicht herauszuplatzen. Namentlich war das einleitende Zwiegespräch zwischen Hornickel und Fidelis für die Zuhörer zwerchfellerschütternd.

Der Wucherer hatte sich, wie ihm von Strichelius, der sich mit den hinterasiatischen Gebräuchen etwas bekannt gemacht hatte, gerathen worden, im Hintergrunde des Gemachs nicht ohne die erforderliche Gravität auf einem Drehstuhle niedergelassen, zu beiden Seiten von hochbrennenden Lichtern umgeben, und erwartete nicht ohne einiges bängliche Gefühl die Dinge, die da kommen sollten. Strichelius stand einen Schritt hinter ihm, um dem neuen Kahameda die nöthigen Verhaltungsregeln, so letzterer derselben bedürftig, ins Ohr zu flüstern.

Da die ganze wichtige Angelegenheit nicht auf diplomatischem, sondern auf familiärem Wege abgemacht werden sollte, so war Fidelis nicht in der offiziellen Tracht, sondern nur im einfachen leichten

Sommerkleide erschienen, während jedoch Hornickel, wie bereits erwähnt, einen etwas phantastischen Mantel trug, der infolge der Bestellung, wie sie Strichelius beim Residenzschneider gemacht, so eingerichtet war, daß er leicht gelüftet werden konnte. Es bedurfte eines Zuges, und der Zaubermantel that sich auseinander, so daß die von jeder andern Bekleidung entblößte Schulter Hornickel's vollkommen sichtbar wurde und die darauf sitzende Ratte in ihrer ganzen Vollendung erschaut werden konnte. Strichelius hatte mit Hornickel'n bereits eine Probe abgehalten und die Sache sich charmant gemacht. Wie ein Theatervorhang zog sich der kunstreiche Mantel auf und zu. Das Ziehen selber hatte bei der Hauptaktion Strichelius sich vorbehalten.

Während der Mohr auf einem Tische in der Mitte des Zimmers nicht ohne absichtliches Geräusch chirurgische Instrumente ausbreitete, nahte sich Fidelis ehrfurchtsvoll dem erwartungsvoll dasitzenden Hornickel, blieb in einiger Entfernung vor ihm stehen und hielt eine Anrede in fremder Mundart. Apollonius, der kein Wort davon verstand, machte mit dem Kopfe eine Achtelwendung nach Strichelius.

„Was soll ich darauf antworten?" frug er leise.

„Hoheit haben bloß gravitätisch das Haupt zu

neigen und sich einfach zu bedanken," tönte es als Antwort.

Als daher Fidelis mit seiner Ansprache zu Ende, nickte Hornickel gravitätisch mit dem Kopfe und sagte: „Danke recht schön!"

Fidelis sprach darauf: „Firdusi lameda."

„Was soll ich denn darauf sagen?" frug Hornickel von neuem den Strichelius.

„Was Hoheit belieben," gab dieser zurück, „es ist das bloße Formensache."

„Galamen afdalmud," fuhr Fidelis fort, worauf Hornickel, Strichelius' Rath befolgend, antwortete: „Bitte recht sehr, geniren Sie sich nicht."

„Doremen nasai," fuhr Fidelis fort.

„Ganz, wie Sie befehlen," erwiederte Hornickel.

„Ramsedes alkali."

„So, mir kann's recht sein."

„Sardanapal Calcutta —"

„Richtig," nickte Hornickel.

Jetzt zeigte Fidelis nach dem Mohren, welcher noch immer mit chirurgischen Instrumenten hantirte, wodurch die Aufmerksamkeit Hornickel's schon unterschiedlichemale war in Anspruch genommen worden.

„Was rasselt denn der Schwarze da in Einem fort," frug er leise Strichelius.

Dieser neigte seinen Mund an des Fragers Ohr: „Er wird das Gebiß von Ew. Hoheit untersuchen.“

„Mein Gebiß, wozu denn mein Gebiß?“

„Es ist auch nur mehr Formalität,“ erklärte Strichelius. „Die hohe Gesandtschaft will sich nur überzeugen, ob Hoheit sich desjenigen gesunden Gebisses erfreuen, wie es bei einem Kahameda, der oft ziemlich schwere Nüsse zu knacken, unumgänglich erforderlich ist.“

„Ich habe in meiner Jugend Pfirsichkerne geknackt,“ sprach Hornickel.

„Desto besser,“ beruhigte der Barbier, „so werden Hoheit auch aus dieser Prüfung mit Glanz hervorgehen.“

Fidelis fuhr in seiner Sprachweise fort:

„Rosalba spadani.“

„Schon gut,“ nickte Hornickel.

Strichelius neigte sich wieder an sein Ohr: „Rosalba spadani heißt: Hoheit sollen den Mund aufmachen, soweit das irgendmöglich ist.“

„Den Mund aufmachen? Warum nicht gar!“

„Damit sich der schwarze Zahnverständige von der Rechtschaffenheit Ihrer Zähne überzeugen kann.“

„Das muß ich gestehen,“ brummte Hornickel,

„für ein hohes Haupt eine merkwürdige Zumuthung. Ich finde sie sogar etwas decanaillirend.“

„Hilft nichts,“ versetzte Strichelius, „die Gesandtschaft hat ihre Instruktionen, von denen sie nicht abweichen darf. Es geschieht Hoheit durchaus nichts.“

„Der Teufel auch — wenn ich nun dem schwarzen Unhold versichere, daß mein Gebiß vollkommen im Stande?“

„Selbstüberzeugung wird vonseiten der Gesandtschaft vor allem verlangt.“

Fidelis wiederholte sein Rosalba spadani, worauf sich Moritz mit einer Zahnsonde nahte.

„Also frisch aufgemacht,“ munterte Strichelius auf.

„Mit diesem Eisen laß ich mir nicht in den Rachen fahren.“

„Es geschieht Hoheit nichts,“ sprach Strichelius, „diese dentifische Untersuchung ist einmal unerläßlich.“

„Das Eisen kann aber abrutschen,“ protestirte Hornickel, „nichts da. Wenn der Schwarze bloß hineinsehen will, hab' ich nichts dawider; aber weiter nichts.“

„Nur den Mund auf, Hoheit,“ wiederholte Strichelius, „es bedarf der Sonde nicht.“

In der That sperrte Hornickel jetzt seine beiden Zahnreihen ziemlich umfangreich auseinander.

„Immer weiter," mahnte Strichelius, der einen Leuchter ergriffen und zur Untersuchung leuchtete.

Hornickel sperrte wie ein Haifisch einen wahren Höllenrachen auf, welchen Moritz als asiatischer Zahnkünstler mit Gewissenhaftigkeit untersuchte und über den durabeln Bestand der Zähne seine hohe Zufriedenheit aussprach. Er that das in gebrochenem Deutsch.

„Serr gut, serr gut," sprach er, während Strichelius bald nach oben bald nach unten leuchtete und Hornickel sich durch diese anerkennende Rezension seines Zahnwerthes nur geschmeichelt fand.

„Ich habe mir noch keinen brauchen herausnehmen zu lassen," erzählte der Inhaber des schätzbaren Gebisses. „Strichelius kann das bezeugen."

Nachdem die Maulsperre das erstemal zur allgemeinen Zufriedenheit ausgefallen, ließ sich Hornickel nicht lange bitten, seine Kinnladen nochmals auseinanderzuthun und Einsicht in die Vorkammer seines Verdauungsapparates nehmen zu lassen. Strichelius leuchtete abermals; doch dießmal schienen dem Mohren einige Bedenklichkeiten aufzusteigen. Hornickel, dem diese abermalige Inspektion weniger gefiel,

und der daher dem verdächtigen Eisen, welches der asiatische Zahnverständige fortwährend in der Hand hielt, nicht traute, machte so schleunig wie möglich die Klappe zu.

„Ich dächte, es wäre genug," sprach er.

Der Mohr erstatlete jetzt Herrn Mirza ben Hafiz seinen Bericht über den Statusquo von Hornickel's Gebiß. Die beiden kauderwelschten etwas mit einander, wovon Apollonius nicht das Mindeste verstand. Auch Strichelius mengte sich ehrfurchtsvoll in die Unterhaltung. Der ärztliche Rath schien sich nicht über einen Punkt einigen zu können, so daß das Endergebniß der gemeinschaftlichen Konsultation war, Hornickel solle nochmals den Mund aufthun. Erst Strichelius' wiederholtem Zureden gelang es, den Wucherer dahin zu bewegen, daß er sich dazu verstand.

„Ich bin aber doch kein Pferd," rief Hornickel unterschiedlichemale, „dem man beim Verkauf das Maul aufreißt."

„Der Mohr behauptet," sprach Strichelius, „Hoheit befinden sich im Besitze eines falschen Backenzahns. Dieser müsse heraus, weil ein Kahameda keine falschen Zähne haben dürfte."

Durch diese Aeußerung war Hornickel's Stolz be-

leidigt, welcher sich auf sein Gebiß nicht wenig zugute that.

„Der gute Mann," sprach er, „irrt sich gewaltig, wenn er so was denkt."

„Daher ist es eben unerläßlich, daß Hoheit nochmals das Maul, wollte sagen, den Mund aufmachen," versetzte Strichelius.

Zu gleicher Zeit ergriff er von neuem das Licht, um zu leuchten. Hornickel öffnete und Moritz nahm eine noch genauere Untersuchung vor. Dießmal begnügte er sich nicht mit der bloßen Okularinspektion, sondern nahm einen Finger der rechten Hand zu Hilfe, mit welchem er ziemlich ungenirt und hardiös an Hornickel's beißendem Mauerwerke herumarbeitete. Letzterer war in Verzweiflung. Der Mohr, in seiner Gewissenhaftigkeit, hatte an einigen Stellen mit dem Nagel das zu weit herabgewachsene Zahnfleisch abgeschabt, was für Inhaber desselben keineswegs von angenehmen Empfindungen begleitet war. Wenn es Hornickel'n nicht um einen Königsthron zu thun gewesen, hätte er entschieden zugebissen, auf die Gefahr hin, daß ihm der untersuchende Finger in der Kehle stecken geblieben.

Endlich schien der Mohr seiner Sache vollkommen gewiß. Er nickte mit dem Kopfe und eilte nach

dem Tische in der Mitte, wo er einen Zahnbrecher ergriff. Mit Grausen bemerkte Hornickel dieses Beginnen.

„Was beabsichtigt der Mensch?" frug er sehr aufgeregt.

„Muß 'raus, muß 'raus," rief Moritz geschäftseifrig, und kehrte, ein gräßliches Instrument in der Hand, zu Hornickel zurück.

„Was soll 'raus," rief dieser und trat mitsammt dem Drehsessel eine rückgängige Bewegung an.

„Der falsche Zahn, der falsche Zahn," fuhr der Mohr fort, der in seinem Geschäftseifer immer habgieriger nach dem angeblichen falschen Zahne wurde. Fidelis, welcher befürchtete, daß, wenn Moritz in seiner Komödie weiter gehe, Hornickel ganz abspringen möchte, wo dann alle zeitherigen Bemühungen vergeblich gewesen wären, trat vermittelnd dazwischen.

Damit er von Hornickel sofort verstanden würde, bediente er sich der deutschen Sprache und sagte: „Da es sich nur um einen falschen Zahn handelt, will die Gesandtschaft ausnahmsweise einmal von der Regel absehen; es genüge, daß unser künftiger Beherrscher von der Ueberzeugung durchdrungen werde, wie streng die Bewohner von Tauharawi darauf halten, daß nichts falsches an ihrem Kahameda, nicht falsches

Herz, nicht falsches Haar, nicht falscher Zahn, nicht falsche Waden gefunden werden — alles muß lauter Wahrheit sein."

„Das trifft ja alles bei mir ein," eiferte Hornickel, „ich kann es vorm Amte beschwören und vorm Stadtgericht, daß nie ein nichtsnutziger Zahnarzt in meinem Munde etwas zu schaffen gehabt hat. Erst Ihrem Herrn Mohren hat es beliebt, auf wahrhaft unverantwortliche Weise in meinen Zähnen zu wirthschaften."

„Eh bien," fuhr Fidelis fort, „Mufrid, entferne Deinen Zahnbrecher, damit wir zur Hauptsache übergehen und die Enthüllung vornehmen; noch immer kann sich die zwei Welttheile durchirrende, Kahameda suchende Gesandtschaft nicht an den trunkenen Gedanken gewöhnen, in Eurer Hoheit den Rechten gefunden zu haben. Bis jetzt liegt allein das Zeugniß dieses Mannes vor." Fidelis deutete auf Strichelius.

„Dieser kühne Sterbliche," fuhr Fidelis fort, „stellt die Behauptung auf, daß das gesuchte Familienwappen sich auf Eurer Schulter befinde, eine Lokalität, auf welcher es sich allerdings vorfinden muß, soll es das rechte und kein nachgemachtes, vielleicht tätowirtes sein. Es ist in dieser Beziehung gar mancher Betrug vorgekom-

men. Nicht gering ist die Anzahl der hingerichteten Abenteurer und Missethäter, die, um Kahameda zu werden, sich das Wappen einbrennen ließen. Denn wie überhaupt die Bewohner von Tauharawi alle Falschheit wie die Sünde hassen, kennt ihre Rache hinsichtlich eines falschen Kahameda keine Grenzen. Das Familienwappen der Kahameda besteht aber in einer — schwarzen Ratte."

„Nun," schmunzelte Hornickel, „die Ratte wäre da, sie ist auch schwarz und kein Betrug. Ich bin auf die natürlichste Art dazugekommen, wie ein Mensch überhaupt zu einem Muttermale gelangen kann. Ich habe das Thierlein von meiner Frau Mutter geerbt."

„Daß die Identität dieses Wahrzeichens auch keinem Zweifel unterliege," fuhr Fidelis fort, „geht wohl am sichersten daraus hervor, daß wir wohl außerdem kaum die Ehre gehabt haben würden, das Städtlein Kirchberg kennenzulernen. Aber unsere Astrologen, obschon ein paar tausend Meilen entfernt, deuteten den Ort auf der Weltkugel ziemlich genau an, wo sich der letzte Sprößling der Kahamedas aufhalte. Wir gingen darnach und glauben darum, in diesem Haus endlich das Ziel unserer weiten Reise gefunden zu haben, vorausgesetzt, daß auf der Schulter von Eurer Hoheit die ersehnte

Ratte sich vorfindet. Sobald wir uns mit unseren eigenen Augen von der Wahrhaftigkeit überzeugt, werden wir Ew. Hoheit die goldene Kette der Kahamedas überreichen."

Die Worte ‚goldene Kette' klangen so lieblich in Hornickel's Ohren wieder, daß er die Enthüllung selber kaum erwarten konnte.

„Ueberzeugen Sie sich, meine Herren," sprach er; „Strichelius, entziehe Er den hohen Herrschaften nicht länger den ersehnten Anblick und thue Er, was Seines Amtes."

Strichelius that, wie ihm befohlen, und drehte den ganzen Hornickel auf dem Drehstuhle so weit herum, daß sein Gesicht der Wand zugekehrt, während seine hinteren Partien dem Beschauer vollkommen preisgegeben waren. James und Moritz leuchteten, worauf Strichelius die Schnur zog; der kunstreiche Mantel that sich auseinander und die Ratte zeigte sich in schönster Beleuchtung. Fidelis, obschon er auf den Anblick gefaßt war, prallte doch etwas zurück, so täuschend saß das Thier auf Hornickel's Schulter.

Ein allgemeines Ah entfuhr dem Munde der hinterasiatischen Gesandtschaft.

„Sei uns gegrüßt, Du schwer Vermißte, Du

lange Gesuchte, Du endlich Gefundene," sprach Fidelis in feierlichem Tone.

„Sei uns gegrüßt," wiederholten James und Moritz in tiefstem Basse.

„Ja, Du bist das theuere Wappen des Volkes von Tauharawi," fuhr Fidels begeistert fort.

„Volkes von Tauharawi!" brummte es als Echo vonseiten der beiden Anderen.

„Aber," sprach Fidelis weiter, „wie konntest Du Dich hierher verirren, in dieses kalte Nordland, die Du bestimmt bist unter Palmen zu wandeln?"

„Palmen zu wandeln," respondirten James und Moritz in immer tieferem Baß.

„Doch Du sollst wieder eingeführt werden in Deine Heimat, gepriesen sei die Stunde, wo wir Dich fanden."

„Wo wir Dich fanden."

Hornickel vernahm diese Huldigungen von hinten nicht ohne Wohlbehagen. Es war auch gut, daß er die Huldigenden nicht zu Gesicht bekam, auf deren verzerrten Gesichtern der daselbst wühlende Lachkrampf nicht zu verkennen war. Um diesem unwiderstehlichen Krampfe einen möglichst natürlichen Ausweg zu bahnen, fuhr Fidelis fort.

„Drücken wir jetzt unsere Freude durch ein un-

gekünsteltes herzhaftes, freudiges Lachen aus — hah hah hah!"

„Hah hah hah," platzten Moritz und James heraus, wozu sich dasmal auch Strichelius gesellte.

Obschon Hornickel diese ausgelassene Heiterkeit etwas sonderbar fand, entschuldigte er sie doch mit den kuriosen Gebräuchen jenes hinterasiatischen Landes. Auch erschien ihm diese Fidelität insofern von guter Vorbedeutung, weil er daraus schloß, daß er wirklich das richtige und gesuchte Familienwappen auf der Schulter trage. Um sich hierüber aber vollkommen Gewißheit zu verschaffen, frug er, zumal die Heiterkeit hinter seinem Rücken gar kein Ende nehmen wollte: „Ist's denn die rechte?"

Fidelis, nachdem er sich hinlänglich ausgelacht, fand zuerst wieder Kraft, um Rede zu stehen. Er erwiederte daher auf Hornickel's Frage so ernst wie möglich: „Dem Anschein nach ist es die rechte. Ob sie es in Wahrheit ist, wird sogleich die Untersuchung ergeben."

„Was soll denn noch untersucht werden?" erkundigte sich Apollonius, ohne sich umzublicken, weil das ihm verboten war.

„Mufrid," sprach Fidelis ernst, „thut, was Eures Amtes und wetzt die Messer."

Bei diesen bedenklichen Worten hätte sich Hornickel fürs Leben gern umgewendet, wenn er nicht auf der einen Seite von Strichelius, auf der anderen von James wäre zurückgehalten worden. Man vernahm jetzt deutlich das Wetzen eines Messers. Dem auf seinem Drehstuhle postirten Hornickel ward dabei nicht wohl zu Muthe.

„Ich verlange sofortige Auskunft," frug er, „was man mit dem Messer beabsichtigt? Ich protestire im voraus gegen jedwede Untersuchung, die mit einem Messer irgendwie in Verbindung steht."

„Ohne einige herzhafte Schnitte in die Ratte," erwiederte Fidelis mit Ruhe, „wird sich die Legitimität des Thieres nicht herausstellen lassen."

„Halt," schrie Hornickel, „ich lasse nicht schneiden; bedenken Sie zum Satan, daß ich die Ratte bin. Wer die Ratte aufschneidet, schneidet mich an."

Das verdächtige Messerwetzen kam immer näher und preßte dem, dem es galt, allmälig Angstschweiß aus. Hornickel wollte durch einen energischen Ruck seine bedrohte Rückseite in Sicherheit bringen, ward aber von kräftigen Fäusten daran verhindert.

„Und wenn das ganze Königreich zum Kukuk geht, ich lasse nicht schneiden."

Keine Antwort. Das Wetzen schien jetzt in un-

mittelbarer Nähe von Hornickel's Ohre vorgenommen zu werden, ein Geräusch, das ihn vollends zur Verzweiflung brachte. Er wollte sich mit seinen Armen Luft machen; doch vergebens, James und Strichelius hielten zu fest.

„Ich verzichte auf den Thron," tönte es kläglich.

Strichelius sprach Muth ein.

„Ein König von Tauharawi muß Courage haben," sagte er.

„Ich mag's ja gar nicht werden. Ich will Hornickel bleiben, nur um Himmelswillen nicht schneiden."

„Das Messer ist einmal gewetzt," fuhr Strichelius fort, „Hoheit dürfen sich von Ihrer Würde nichts vergeben."

„Ach, was Würde," schrie Hornickel, dem Moritz jetzt ganz nahe am Ohre wetzte, „ich schreie Hilfe."

„Wenn Hoheit nicht still sitzen," mahnte Strichelius, „kann der Schnitt erst gefährlich werden. Es ist wünschenswerth, daß die Untersuchung so geräuschlos wie möglich vor sich gehe."

„Geräuschlos," rief Hornickel, „das ist nicht möglich, sobald man losschneidet, brülle ich wie ein Stier."

Da Hornickel sich in so desperater Verfassung befand, seine Drohung in Ausführung zu bringen,

hielt es Fidelis für rathsam, den Wucherer von der Folter zu befreien. Er sagte daher zu Moritz: „Mufrid, stell' Dein Wetzen ein. Eine tüchtige Bürste reicht im Nothfalle auch hin, die Echtheit des Wappens außer Zweifel zu stellen."

Wie Orgelton und Glockenklang schlugen diese Worte an Hornickel's Ohr. Fidelis fuhr fort: „Da ich für meine Person von der Identität vollkommen überzeugt bin und Hoheit Ihre entschiedene Aversion gegen die übliche Untersuchung aussprechen, so wäre es unpolitisch, wollten wir das Mißfallen der Kahamedas auf uns ziehen. Hoheit könnten es uns später nachtragen, wenn wir zu pedantisch auf unsern Statuten beharrten und herzhaft zuschnitten."

„Ich vergäb' es mein Lebtag nicht," bekräftigte Hornickel; „eine Untersuchungskommission setzte ich nieder; ein hochnothpeinliches Halsgericht."

„Wohlan," fuhr Fidelis fort, „Mufrid, so bürstet die Ratte. Bleibt sie, wer sie war, ist's die echte und jeder Betrug unmöglich."

„Aber mein Himmel," frug Hornickel, „jetzt wieder Bürsterei. Hat denn eine hohe Gesandtschaft kein humaneres und für ein hohes Haupt würdigeres Mittel, sich von der Echtheit des Wappens zu überzeugen, falls ja die einfache Okularinspektion nicht

ausreichen sollte? Ich sollte meinen, ein sanftes Betasten oder Frottiren wäre hinreichend. Selbst einwenig kneipen wollt' ich mir gefallen lassen."

„Der Schwindel, welchen Betrüger mit diesem Wahrzeichen getrieben," erwiederte Fidelis, „war oft so natürlich, daß selbst Kenner getäuscht wurden. Also ohne tüchtiges Bürsten wird sich die Sache nicht bewerkstelligen lassen."

„So nehmt wenigstens meine Sammtbürste," sprach Hornickel, „sie hängt am Fenster neben dem Kalender."

„Es existirt," versetzte Fidelis, „behufs dieser so wichtigen Untersuchung eine eigene Bürste, welche der Hofbürstenbinder zu Tauharawi apart für diesen Zweck angefertigt hat. Sie ist aus Sandelholz und ihre Borsten sind dem Felle eines Thieres entnommen, dem Geschlechte der Stachelschweine angehörig."

„Stachelschweine," rief Hornickel schaudernd, „bleibt mir mit dieser Bürste vom Leibe!"

„Keine andere Bürste ist anwendbar," erwiederte Fidelis, „Mufrid holet sie herbei und thut, was Eures Amtes ist."

Moritz langte jetzt eine Art Scheuerbürste hervor und that einen so urkräftigen Strich über das ge-

schwänzte Muttermal, daß Hornickel in ein wahres Zetermordio ausbrach.

„Rasch, Lichter her," rief Fidelis, „und nachgesehen, ob die Ratte den Strich überstanden?"

Man leuchtete und brach in allgemeinen Jubel aus.

„Es ist wahrhaftig die rechte," hieß es, „sie wankt und weicht nicht."

„Aber ich möchte davonlaufen," rief der gebürstete Hornickel verzweifelt dazwischen.

„Mufrid," kommandirte Fidelis, „den zweiten Strich!"

„Ich bin des Todes, ich fahre aus der Haut," stöhnte der Wucherer.

„O beruhigen sich Euer Hoheit," tröstete Strichelius, „wir halten schon so, daß Hochdieselben nicht herauskönnen."

Moritz vollführte jetzt den zweiten Strich quer über die Ratte, aber dießmal von der Linken zur Rechten.

„Ihr tödtet mich!"

„Warum nicht gar," sprach Strichelius.

Nach dem zweiten Striche neuer Jubel. Die Ratte war nicht wegzubringen.

„Diese Menschen jubeln, während ich im

Sterben liege," lamentirte Hornickel, „es ist himmelschreiend."

„Wie viel Striche verlangt die Gesetzgebung von Tauharawi," erkundigte sich Strichelius, und zwar so laut, daß es Hornickel deutlich verstehen konnte, „um die Echtheit des Wappens im ungetrübtesten Glanze zu dokumentiren?"

Nach dieser verhängnißvollen Anfrage fuhr Hornickel's Seele wie behext in beide Ohren, um die Antwort des Fidelis nicht zu verpassen. Diese Antwort lautete: „Nach den ältern Satzungen waren dreiunddreißig Striche vonnöthen" — bei der Zahl dreiunddreißig fing Hornickel an zu heulen — „in neuern Zeiten hat man jedoch ein vereinfachteres Verfahren beliebt, und kann ich die Untersuchung mit dem dritten Striche für geschlossen erklären. Darum, Mufrid, zum dritten und letzten, und zwar dießmal von oben nach unten."

Moritz strich mit der Bürste des tauharawischen Hofbürstenkünstlers zum drittenmale und zwar so nachdrucksvoll, daß Hornickel schier glaubte den Geist aufgeben zu müssen. Er lärmte entsetzlich, während Fidelis leise zu seinen Begleitern sagte: „Es ist für dießmal der Possenreißerei genug. Der Kerl hat für

Stolle, Ferdinand,

Der König von Tauharawi launiger Roman in drei Bänden

Bd.: 2

Prag & Leipzig (1857)